Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nummer 66 — 1. Jahrgang | Saarbrücken, Dienstag, den 5. September 1933 | Chefredakteur: M. Braun

Nein, ihr Völker, alles, alles gebt hin, nur nicht die Denkfreiheit — gebt, gebt alles hin: nur dieses vom Himmel abstammende Palladium der Menschheit, dieses Unterpfand, daß ihr noch ein anderes Los bevorstehe, als dulden, tragen und zerknirscht werden, — nur dieses behauptet!

Fichte.

Arbeitsheer oder Kriegsheer?

Dokumente zur deutschen Jugenderziehung

Auf dem Parteitag der Nationalsozialisten in Nürnberg hat der Staatssekretär Hierl über den Geist des Arbeitsdienstes gesprochen. Er forderte die allgemeine gleiche Arbeitsdienstpflicht. Das ist nichts Neues. Die Frage der Arbeitsdienstpflicht wurde im Laufe der endlosen kapitalistischen Krise mehr und mehr auch in der Arbeiterbewegung und im sonstigen republikanischen Deutschland positiv erörtert. Die wirklichen Fachleute, vor allem die auf dem Gebiete der Reichsfinanzen, sahen aber keine Möglichkeit, die für die allgemeine Arbeitsdienstpflicht notwendigen Milliardenbeträge aufzubringen. Ueber die Finanzierung verlautete auch auf dem Parteitag in Nürnberg nichts, wie man sich dort in dem allgemeinen Volksfesttrubel überhaupt sehr hütete, vor den Massen irgendwelche Realitäten zu erörtern. Es blieb bei Fahnen und Girlanden, bei Märschen und Tänzen, bei Liedern und Festreden, bei Glaube, Liebe und Hoffnung.

Herr Staatssekretär Hierl ist Soldat. Oberst oder so etwas, obwohl er weder körperlich noch geistig eine soldatische Figur macht. Es ist auffallend, daß die militärischen Absichten, die er mit dem Arbeitsdienst verfolgte, in seiner Rede, soweit uns Berichte darüber vorliegen, so gar nicht in Erscheinung tritt. Man kann aber zum Problem der allgemeinen Arbeitsdienstpflicht nicht Stellung nehmen, wenn man nicht erfährt, was er eigentlich will. Sollen in den Arbeitsdienstlagern Arbeiter erzogen werden oder Soldaten oder beides?

Da Herr Staatssekretär Hierl, wie uns scheint, diese Frage nicht beantwortet hat, ergänzen wir seine Rede durch die Veröffentlichung der Prüfungsvorschriften, die wir in dem „Leistungsbuch" des Reichskuratoriums für Jugendertüchtigung finden. Diese Prüfungen werden auch von Teilnehmern des Arbeitsdienstlagers abgelegt und beziehen sich auf folgende Leistungen:

I. Leistungsprüfung in Leibesübungen:

1. 100-Meter-Lauf in 15 Sekunden.
2. Weitsprung von einer bezeichneten Stelle 4 Meter.
3. Keulenweitwurf (1 Pfd.) als Kernwurf in einer 10-Meter-Bahn, 25 Meter.
4. Kugelstoßen (7¼ Kilogr.) aus dem Kreis 6 Meter.
5. 3000-Meter-Lauf in 14 Minuten.
6. Schwimmen in stehendem Gewässer 300 Meter in 10 Minuten.

II. Kleinkaliberschießen: 50 Meter:

3 Schuß liegend freihändig kein Schuß unter 6 oder 21 Ringe.
3 Schuß kniend oder sitzend kein Schuß unter 5 oder 18 Ringe.
3 Schuß stehend freihändig kein Schuß unter 4 oder 15 Ringe.
Offene Visierungen, freistehendes Dachkorn, ohne Hilfsmittel und ohne Gewehrriemen 2 Minuten für je 3 Schuß.

III. Wehrmannsbüchse 175 Meter:

3 Schuß liegend freihändig kein Schuß unter 10 oder 35 Ringe.
3 Schuß kniend oder sitzend kein Schuß unter 9 oder 30 Ringe.
3 Schuß stehend freihändig kein Schuß unter 7 oder 25 Ringe.

IV. Geländesport:

1. Marschleistung 25 Kilometer mit 25 Pfd. Gepäck, Zeit: 5½ Stunden einschl. Halte.
2. Sinnesschärfung:
   a) Sehübungen;
   b) Ansprache eines Gegenspielers oder Geländepunktes;
   c) Karten.
3. Kartenkunde:
   a) Bezeichnen von im Gelände sichtbaren Punkten auf der Karte 1 : 100 000 oder Auffinden auf der Karte 1 : 100 000 bezeichneter Punkte im Gelände;
   b) Zurechtfinden nach Kompaß und Gestirn.
4. Meldungen:
   a) Ueberbringen einer mündlichen Meldung (etwa 10 Worte einschl. ein Ortsname), welche 5 Minuten vorher aufgetragen wurde;
   b) Auswahl eines Postenstandes, mündliche Meldung des Postens über eine geschilderte Beobachtung beim Gegenspieler.
5. Entfernungsschätzen.
6. Geländebeschreibung und Beurteilung für eigenes Vor- und Zurückgehen bzw. das eines Gegenspielers.
7. Tarnung:
   a) Ausnützung vorhandener Tarnungsmöglichkeiten;
   b) Herstellung eigener Tarnung oder Scheinanlage bei ungünstiger natürlicher Tarnungsmöglichkeit.
8. Haltung, Auftreten und Benehmen während der Prüfung.
9. Geländeausnützung.

Aus den Richtlinien zur Abnahme der Wehrsportprüfung.

Zu III Ziffer 9. Diese Prüfung soll die Krone der gesamten Geländeprüfung darstellen. Sie soll in Form des Mannschaftskampfes die Anwendung aller Einzeldienstzweige ermöglichen und durch die Art ihrer Durchführung Lust und Liebe zum Geländesport auch bei Zuschauern erwecken. Sorgsame Vorbereitung der Prüfung ist Vorbedingung. Lehrreiche Auswahl des Geländes ist von besonderer Bedeutung. Es soll möglichst gestatten: Ausnutzung Decken der Bodenformen und vorhandener Bodendeckung, gewandte Berücksichtigung verschiedener Farben von Unter- oder Hintergrund, Ueberwinden kurzer eingesehener Strecken durch Sprünge.

Keulenzielwurf erfolgt aus einem Graben oder aus den Knien.

Dem bei solchen Veröffentlichungen üblichen Vorwurf des „Landesverrats" begegnen wir mit der Feststellung, daß diese Richtlinien im Reich in vielen Exemplaren verbreitet sind. Auch die Veranstalter der Uebungen und Prüfungen machen daraus kein Geheimnis.

Nur der Umstand, daß der deutschen Presse untersagt wird, sich mit diesen Fragen offen und ehrlich zu beschäftigen und die dummen und böswilligen Landesverratsschreier geben dem Ausland Gelegenheit, Verdacht zu schöpfen.

Die Frage der militärischen Jugenderziehung ist alt. Man weiß, daß ein Mann wie August Bebel einer ihrer eifrigsten Verfechter war, wohlverstanden auf demokratischer Grundlage und mit demokratischen Zielen.

Die Reichsregierung muß wohl oder übel, wenn sie die militärische Ertüchtigung der deutschen Jugend und eine tiefgehende Umformung und Erweiterung des deutschen Heeressystems will, sich mit den Unterzeichnern des Versailler Vertrages auseinandersetzen. Das ist die einzige friedliche Möglichkeit. Die jetzige Tarnung noch dazu offenkundiger Tatbestände trägt zur Vergiftung der Atmosphäre Europas bei und muß daher von jedem Gesichtspunkt her bekämpft werden.

Nur Klarheit über das, was in unserem Volke militärpolitisch vorgeht, kann Deutschlands Freiheit bringen und den Frieden Europas sichern.

Militärische Führer

Im Arbeitsdienstlager

(Inpreß.) Um die in der Auslandspresse feststehende Anschauung vom militärischen Charakter des Arbeitsdienstes zu widerlegen, veröffentlicht die Reichsleitung des Arbeitsdienstes eine — absolut nicht nachprüfbare — Statistik, nach der immerhin 53,6 Prozent der führenden Persönlichkeiten des Arbeitsdienstes ausgebildete Soldaten sind.

Geheimnisvolle Feuerkugel

Die ahnungslose Astronomie

(Inpreß.) Bei einer Luftschutzübung hat ein größeres Berliner Elektrizitätswerk, das vollkommen im Dunklen lag, offenbar Fallschirmübungen beleuchtet. Die Uebungen wurden veranstaltet, um Abwürfe auf das große Werk zu markieren.

Die Treptower Sternwarte dagegen entdeckte in diesen Fallschirmen „geheimnisvolle Feuerbälle am Himmel". Die dortigen Gelehrten waren anscheinend schon bereit, eine neue Meteoritentheorie aufzustellen und zu begründen.

10 Millionen Jugendliche

Der Reichsjugendführer der Hitlerleute, Baldur von Schirach, gab der Telegrafenunion ein Interview, in dem er erklärte, die Jugendorganisationen gestatteten in ihrer heutigen Form ein Anwachsen bis auf 10 Millionen

Hitler –

und seine Automobil-Proletarier

Hofbericht und Wahrheit

D. F. Es scheint nur eine Kleinigkeit und ist doch entscheidend für die Beurteilung des Nationalsozialismus und seiner Führung: Die ganze deutsche Presse verkündete in Fettdruck vor dem Nürnberger Parteitag, daß der „Führer" nicht, wie weiland die fetten Bonzen, in einem Hotelbett, sondern im Zeltlager bei seinen Truppen nächtigen werde. Tatsächlich aber wohnte der Reichskanzler in den ersten Tagen seines Aufenthalts in einem Hotel ersten Ranges. Am Samstag wurde dann im Hofbericht gemeldet:

Bayreuth, 2. September.

Der Führer ist Freitagabend nach der kulturpolitischen Tagung in den von ihm schon häufig mit einem Besuch ausgezeichneten kleinen Kurort Berneck gefahren und hat dort, abseits des lebhaften Treibens des Reichsparteitages die Nacht zum Samstag verbracht. Heute morgen 9.10 Uhr ist der Kanzler in Bayreuth mit dem Flugzeug nach Nürnberg gestartet.

Demnach scheint selbst diesem großen Massengaukler der Nürnberger Rummelplatz widerwärtig geworden zu sein. Er kann, wenn er sein Feldherrnzelt überhaupt benutzt haben sollte, nur eine Nacht bei seiner SA. und seiner SS. gewesen sein. Oeffentlich aber muß der verweichlichte, im Reichtum lebende Mann, der nie anders als im Luxusauto und im Luxusflugzeug reist, als der stahlharte, spartanische Führer dargestellt werden, der seine wenigen Stunden Schlummer auf hartem Feldbett oder gar auf dem Strohlager verbringt.

Heuchelei und Verschleierung der rauhen Wirklichkeit war der ganze Parteitag, der keine Aussprache, keine Kritik kannte, sondern nur den Massenrausch, ohne den diese Bewegung nicht leben kann.

Greifen wir uns die Rede des programmatischen Theoretikers der Partei, des jetzt als Staatssekretär versorgten Dr. Feder, heraus. Er gab platte Selbstverständlichkeiten mit dem Anspruch tiefer Weisheit von sich: „Der bedeutsamste Beruf für das Wirtschaftsleben ist

die Technik." Wir sehen ganz von der Begriffsverschlammung ab, „die Technik" in Wissenschaft und Praxis in einem Wort so ganz allgemein als einen Beruf zu bezeichnen. Wissen möchten wir, wie der Nationalsozialismus die Technik und ihre Funktionen in den Dienst des Allgemeinnutzes stellen will. Darüber hörte man nur Phrasen wie diese: „Zusammenfassung der wirtschaftlichen Tätigkeit nach den großen Sachgebieten, die wiederum ihren Ursprung in den Bedürfnissen des Menschen findet, und nicht in der Interessensphäre der Banken liegt." Einen Preis für denjenigen, der erforschen kann, was damit gemeint ist! Kein Großbank- und Industriekonzern wird sich durch politischen Hirsebrei den Geschmack am Herrschen und Verdienen verderben lassen. Gar nicht zu reden von den großen Grundbesitzern, deren Protektor mit geschenkten Rittergütern der Reichspräsident und dessen Paladin General Göring ist. Aber Großbesitz fühlt sich bei der Sorte „Sozialismus", die Dr. Feder verkündete, sicherer denn je. Das einzige, was Sozialisten vom Schlage des Dr. Feder bisher wirtschaftlich leisteten, war die Mobilmachung billiger Arbeitskräfte, war die Unterstellung dieser Arbeiter unter das Kommando der Junker und ihrer SA.-Sklavenwächter.

Aber vergessen wir nicht, daß Dr. Feder auch über den Sinn des Artikels 13 des Parteiprogramms sprach: „Wir fordern die Verstaatlichung aller bereits vergesellschafteten Betriebe." Und was versteht er darunter? Nun, die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die vor einem halben Jahrhundert im Zeichen des hochkapitalistischen Aufstiegs schon Bismarck für Norddeutschland und stockreaktionäre Regierungen für Bayern durchgeführt haben.

Seitdem sind „vergesellschaftet" Kohle und Erze, Eisen und Stahl und Banken, seitdem haben wir die großen und größten Kommunalbetriebe. „Vergesellschaftet" ist das alles. Nur die wirtschaftliche und politische Herrschgewalt, diese Kleinigkeit, von der Dr. Feder und sein Phrasensozialismus nicht spricht, bleibt eben bei den Kapitalisten. Sie und nicht die Arbeiter und die Techniker sind die Herren der Wirtschaft. Und sie bleiben es, und die Wirtschaft bleibt desorganisiert, wenn diese Heuchler und Nichtskönner von Nürnberg unser Volk noch lange täuschen dürfen.

Nichtskönner? Wir schränken unsere Behauptung ein. In der Veranstaltung großer Volksbelustigungen sind die nationalsozialistischen Führer die größten Meister aller Zeiten. Sie bieten dem Volke Spiele über Spiele. Aber nach dem alten römischen Wort muß das Brot hinzukommen. Nürnberg war ein großes Spiel. Vermutlich hatten alle oder doch die meisten der dort Versammelten auch Brot und haben es, wenn sie zu ihren teils fetten und teils vielleicht etwas mageren Posten und Pöstchen an der allgemeinen Futterkrippe zurückkehren. Sie werden von Nürnberg erzählen, und nicht alle werden mit Begeisterung zuhören. Das sind die Millionen und aber Millionen, denen Nürnberg weder Brot noch Hoffnung auf Brot zu bieten hatte.

Der Reichskanzler weiß das wohl. In jeder seiner Reden lauerte die Furcht, und darum drohte er. Er mahnte seine Amtswalter, eine Führerhierarchie zu entwickeln und zu bleiben. Was heißt das? Eine bezahlte und gefütterte Prätorianergarde soll dauernd die größte Nation Mitteleuropas in Rechtlosigkeit und Unterwürfigkeit halten. Adolf Hitler redete von einem Jahrhundert solcher Sklaverei. Er ahnt aber auch die Unmöglichkeit, denn selbst in der Hochstimmung des Festes spürte er die Gefahr der „Zersetzung" und mahnte und sorgte sich und warnte.

Zersetzungsarbeit allein kann die kommende große Umwälzung weder vorbereiten noch gar entscheiden. Die in Nürnberg mit oberflächlichen Redensarten behandelten und hinter Fahnen und Girlanden verdeckten, aber ungelösten und im Faschismus unlösbaren gesellschaftlichen Gegensätze werden die tiefe Umgestaltung und die sozialistische Organisation der Wirtschaft und der menschlichen Gemeinschaft auf deutschem Boden erzwingen. Die verlogenen Hofberichte werden vergehen, wie die alten Serenissimi sich zu ihren Vätern versammelt haben. Bleiben und wirken werden die Kräfte in den Tiefen des Volkes und auf den Höhen echter Wissenschaft und wirklicher menschlicher Gesittung, die auch die moderne Barbarei überwinden und die barbarischen Führer stürzen werden.

Das Urteil des Kollegen

Aus Frankfurt am Main wird gemeldet:

„Ein Homöopath hielt sich in einer Landgemeinde der Umgebung auf. In der dortigen Wirtschaft machte er ungehörige und schwer beleidigende Aeußerungen gegen den Reichskanzler. Der Mann wurde bis zur Aburteilung in Schutzhaft genommen.

Wir finden das ungerecht; denn hier hat sich der einzig berufene Kollege des Hitler geäußert: der medizinische über den politischen Kurpfuscher. K.

Heinrich Mann klagt

Beim Haager Gericht

Aperade, 2. Sept. Wie die dänische Presse mitteilt, habe einer der 33 aus der deutschen Volksgemeinschaft ausgestoßenen, ins Ausland geflüchteten Deutschen, der Dichter und Schriftsteller Heinrich Mann, angekündigt, daß er beim Haager Gericht auf Aufhebung des Beschlusses klagen werde.

*

Im Palazzo Venezia ist Sonntagmittag durch den Chef der italienischen Regierung Mussolini sowie den russischen Botschafter in Rom ein Freundschafts-, Nichtangriffs- und ein Neutralitätsvertrag zwischen Italien und Sowjetrußland unterzeichnet worden. (Mussolini verrät abermals seinen „Freund" Hitler, den Bolschewistentöter!)

Bei einer vaterländischen Kundgebung in Groß-Weikersdorf sprach sich Bundeskanzler Dollfuß in einer Rede für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht aus.

Der Orkan, der über Kuba hinwegfegte, hat an Opfern 80 Tote und 100 Verletzte gefordert.

Bei der Einweihung eines Gedenksteines für Briand in Trebeurden hielt Paul Boncour eine Rede, in der er über die Fortsetzung der Briandschen Politik sprach.

Vor der deutschen Gesandtschaft in Sofia kam es am Samstagabend zu kommunistischen Ausschreitungen, wobei 15 Personen verhaftet und eine Person schwer verletzt wurden.

Bei einer Gefängnisrevolte in Basra (Irak) wurden sieben Gefangene durch das Feuer der Wachbeamten getötet und 20 verwundet.

Rund um Nürnberg

Und Göring?

In Nürnberg hörte man von ihm nichts

Alle möglichen nationalsozialistischen Würdenträger sind in Nürnberg in Erscheinung getreten. General Göring aber fehlte. Das ist ein neues Zeichen für die zwischen ihm und Hitler bestehende Spannung. Das Pariser „Journal" vom 2. September wußte sogar zu berichten, Hitler habe sich vor einigen Wochen mit dem Gedanken getragen, Göring verhaften zu lassen.

Frankreichs Stimme

Der „Temps" beschäftigt sich in seiner Ausgabe vom 4. September mit Nürnberg und schreibt u. a.:

... Die feierliche Ansprache, die der „Führer" in Nürnberg hat verlesen lassen, ist von einer solchen Armseligkeit der Gedanken und der Form, daß man sich fragt, wie sich der Regierungschef eines großen Landes zu einer Kundgebung hat entschließen können, die für das deutsche Selbstgefühl derart peinlich ist ...

... Es gibt eine Ueberzeugung der zivilisierten Völker, die sich über die Tatsachen nicht täuschen, die sich durch den Schein nicht beirren läßt. Das kaiserliche Deutschland hat das im Jahre 1914 erfahren; Hitler-Deutschland wird diese Erfahrung in naher Zukunft machen, wenn es weiterhin sich dem uneingeschränkten Massenfanatismus hingibt ... Es ist etwas anderes als Beredsamkeit nötig, um die Weltmeinung von den friedlichen Absichten Deutschlands zu überzeugen. Dazu bedarf es der Handlungen. Bis heute beweisen die Maßnahmen der deutschen Regierung vor allem den Willen, wiederaufzurüsten und den Krieg vorzubereiten. Vor allem in England herrscht Erregung über diesen Zustand. Die englische Presse veröffentlicht täglich eindrucksvolle Tatsachenberichte über die deutschen Rüstungen. Sie stellt heute morgen fest, daß das Hitlerreich von 1936 an über ein Heer von 1 500 000 Mann verfügen wird, daß noch um mehrere hunderttausend Mann aus einer versteckten Reserve vermehrt werden könnte; sie schildert die Fabriken von Krupp und die chemischen Werke in Hamburg und Dresden, die für die Wiederaufrüstung voll beschäftigt sind ... „Hitler," so erklärte der „Sunday Expreß", „ist das kriegerische Schreckgespenst Europas. Vor 1914 bestand Wilhelm II. darauf, dieselbe Rolle zu spielen. Man weiß, was es zur Folge hatte."

Frauen — nicht wichtig

Sämtliche Dispositionen, die die Teilnahme der Frauen auf dem Nazi-Parteitag in Nürnberg betrafen, vor allem die Teilnahme an den verschiedenen Manifestationen, sind in der letzten Minute aufgehoben worden. Der brüske Wechsel findet seine Erklärung in dem Programm der Nazis, das der Frau die Rolle der Köchin und Gebärerin zuweist.

Alles zensiert!

Berlin, 2. Sept. (Inpreß.) Den Redaktionen sämtlicher deutscher Zeitungen ist verboten worden, die Reden Hitlers, die auf dem Nürnberger Parteitag gehalten wurden, im Wortlaut zu veröffentlichen. Es wird lediglich erlaubt, das offizielle Kommunique abzudrucken.

Nicht mehr sicher

Der amerikanische Journalist Mowrer hat Berlin verlassen

Berlin, 2. Sept. (Inpreß.) Der frühere Vorsitzende des Vereins der Auslandspresse, Berlin, M. E. Mowrer, der die Absicht hatte, Berlin am 6. September zu verlassen, ist plötzlich abgereist und hat Deutschland bereits verlassen. Die Abreise erfolgte unter dem Druck der Regierung, die erklären ließ, daß sie nicht in der Lage sei, die persönliche Sicherheit des Journalisten zu garantieren.

Paul Boncour: „Niemand darf aufrüsten!"

Am Gedenkstein Aristide Briands

Paris, 3. Sept. Der Minister des Auswärtigen, Paul Boncour, weihte heute in Trebeurden einen Gedenkstein für Aristide Briand ein. Er hielt bei dieser Gelegenheit eine außenpolitische Rede. Zu Beginn seiner Rede machte Paul Boncour einen Unterschied zwischen den angeblichen Friedenskundgebungen in Frankreich und der Agitation, die, wie er erklärte, bis an das französische Gebiet heranreiche. Wenn unsere Geduld, führte er aus, lediglich dem Gefühl unserer Schwäche entspringen würde, wäre das ernst. Das aber trifft nicht zu. Frankreich weiß, daß es stark genug ist, um gewaltsamen Unternehmungen Widerstand zu leisten. Die stillschweigende Besichtigung der

Verteidigungsanlagen an der Ostgrenze

durch den Ministerpräsidenten und Kriegsminister war die angemessene Antwort auf derartige Kundgebungen, von denen man zum wenigsten sagen darf, daß sie die Friedensatmosphäre, die für den Wiederaufbau Europas so notwendig ist, stören. Briand, so fuhr der Außenminister fort, habe stets gewünscht, daß die Defensivkraft Frankreichs intakt bleibe. Er habe unaufhörlich die notwendige Verbindung zwischen Abrüstung und Sicherheit gefordert, nicht etwa um einer vagen, inhaltlosen Sicherheit, sondern einer Sicherheit, die positive internationale Garantien enthalte, deren wesentliche eine wirksame, ständige, an Ort und Stelle vorzunehmende Kontrolle sei. Die Politik des Völkerbundspaktes erfordere,

daß der Pakt nicht verletzt werde,

die Politik des Völkerbundes verlange, daß der Völkerbund seine Aufgabe erfülle, die Politik der Abrüstung mache es notwendig, daß niemand aufrüste, und wenn jemand das versuchen sollte, dann stünden an Frankreichs Seite alle diejenigen, mit denen gemeinsam Frankreich, um dem Friedenswerk zu dienen, auf einige Sicherheiten verzichtet habe, die die Friedensverträge gegeben hätten.

Das

Viermächteabkommen

sei die Fortsetzung und Verwirklichung der Abkommen von Locarno. Wir fassen das Viermächteabkommen, betonte der Außenminister, nur als eine Vorbereitung auf, als das Mittel einer Verständigung unter vier benachbarten Großmächten, die ständige Ratsmitglieder sind, und die deshalb einerseits untereinander bedeutende gemeinsame Interessen zu regeln und andererseits durch ihre Verständigung die Mittel vorzubereiten haben, um im Völkerbundsrat und auf der Völkerbundsversammlung zu einem Erfolg zu gelangen. Diese Vorbereitung ist notwendig.

Als einen weiteren Punkt, durch den das Viermächteabkommen die Bestrebungen Briands fortführe, bezeichnete Paul Boncour alsdann die Betonung der Notwendigkeit von der

Unabhängigkeit Oesterreichs.

Niemand mehr als Briand habe sich gegen jede Verletzung dieser Unabhängigkeit gewandt. Der französische Regierungschef habe das neulich in Wendungen, die keine Zweideutigkeit zuließen, wiederholt.

Aber es genüge nicht, Recht zu sprechen. Man müsse auch einen tatsächlichen Zustand schaffen, der die Achtung des Rechts erleichtere. Die Staaten des heutigen Mitteleuropa, die auf dem Nationalitätenrecht aufgebaut seien, das im fundamentalen Widerspruch zu der völkischen Auffassung stehe, brauchten, um leben und sich erhalten zu können, die Möglichkeit, in freien Wirtschaftsententen, die nicht durch politische Bestrebungen oder territoriale Forderungen gestört werden dürften, das Gleichgewicht und die Absatzgebiete zu erlangen, die durch ihre Nachbarschaft bestimmt seien. Tardieu habe recht gesehen, als er mangels einer hinreichenden schnellen Verwirklichung der europäischen Union den dringenden Uebelständen abhelfen und zum wenigsten eine

Donauorganisation

habe schaffen wollen.

Unsere Regierung, fuhr Paul Boncour fort, hat sich bemüht, das Hindernis zu beseitigen, auf das diese Initiative gestoßen war. Man kann nämlich eine wirkliche Organisation Mitteleuropas nicht unternehmen, wenn man sie nicht nur gegen, sondern sogar ohne Italien durchführen will.

Professor Dessauer

Der bedeutende Naturwissenschaftler und frühere Reichstagsabgeordnete, der Freund Brünings, ein Opfer der Nazis

Wir hatten früher schon berichtet, daß der bekannte Frankfurter Professor Dessauer sich die besondere Feindschaft der Nazis zugezogen hat. Man hat ihn, trotz seiner großen Verdienste insbesondere um die Erforschung des Einflusses des Klimas auf verschiedene Krankheiten, seines Lehrstuhles beraubt, da er nicht rein arischen Ursprungs ist. Nun ist er vor einigen Wochen zum drittenmal seit März verhaftet und in der Haft sehr schlecht behandelt worden. Infolge dieser Behandlung hat sich bei ihm eine schwere Lungen- und Rippenfellentzündung entwickelt, so daß er in das Frankfurter Gefängnislazarett verbracht werden mußte. Es besteht ernsthafte Lebensgefahr.

Dessauer gehört zu den besten Köpfen des deutschen Katholizismus und des Zentrums. Er war unter den katholischen Wissenschaftlern und Sozialethikern einer der ersten, der sich mit den Problemen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Neuordnung beschäftigte. Sein Buch über die „Kooperative Wirtschaft" wurde viel besprochen und hat das katholische Wirtschaftsdenken sehr stark beeinflußt. Andere Schriften beschäftigten sich mit grundlegenden technischen und naturwissenschaftlichen Problemen. Dieser durchaus vergeistigte Mann ist der „Auslese der Persönlichkeiten" anheimgefallen, wie sie vom Hitler-Terror betrieben wird.

100 000 Menschen obdachlos

Die Opfer der Sturmkatastrophe auf Kuba

Havanna, 4. Sept. Die Zahl der Personen, die bei dem schweren Sturm vor zwei Tagen ums Leben gekommen sind, ist, den letzten Meldungen zufolge, auf 100 gestiegen. Man befürchtet aber, daß sich diese Zahl noch erhöhen wird, da bisher aus vielen kleinen Städten noch keine Nachrichten eingegangen sind. Tausende von Personen erlitten Verletzungen und ungefähr 100 000 Menschen sind obdachlos geworden. Die Städte längs der Südküste, wo der Sturm am schwersten gewütet hatte, sind von Hungersnot bedroht. Lastkraftwagen mit Medikamenten sind nach diesen Städten unterwegs.

Machado in Kanada

Montreal, 3. Sept. Der abgesetzte Präsident von Kuba, General Machado, ist hier eingetroffen.

Vor einem Generalstreik der asturischen Bergarbeiter

Paris, 4. Sept. Wie dem „Journal" aus Madrid berichtet wird, rechnet man für heute vormittag mit dem Ausbruch des Generalstreiks der Bergarbeiter in Asturien, die eine Lohnerhöhung fordern. Der Streik würde 30 000 Arbeiter betreffen.

Der Zukunftskrieg

Wie er uns anstiert

In der „Vossischen Zeitung" Nr. 415 wird über die totale Mechanisierung des nächsten Krieges berichtet:

Auf dem Gebiet der technischen Erfindung hat im letzten halben Jahrhundert der Amerikaner Besonderes geleistet. So schreckte er auch auf dem militärischen Felde, wo man nach großen Kriegen bisher meist ein Festhalten an Ueberkommenem verzeichnen kann, vor neuen Ideen in keiner Weise zurück. Wir hören von dem Gedanken, den Tank durch das Flugzeug bis weit über die feindlichen Linie befördern zu lassen, Gleisketten, die im 100-Kilometer-Tempo sich drehen, sollen die Landung eines solchen schweren Kolosses und das sofortige Wiederaufsteigen des Flugzeuges ermöglichen, dessen Verbindungen, gewaltige Greifer, nur gelöst zu werden brauchen, damit der Tank seinen eigenen Weg nehmen kann.

Donald E. Keyhoe, ein Publizist der Luftwaffe, schilderte kürzlich phantasievoll die Sturzflüge von Moskitoschwärmen kleinster amerikanischer Bombenflugzeuge. General Mitchel entwarf das Bild eines Angriffs mit Lufttorpedos, die auf 100 und mehr Kilometer aus dem angreifenden Flugzeug abgeschossen und von diesem ferngesteuert, nicht anders als die Torpedos der Marinen, ihre Ziele, wichtige Verkehrspunkte, Städte und Industrieanlagen erreichen. Vierzig Zentner Sprengladung schaffen eine vernichtende Wirkung, von der moralischen Erschütterung der Bevölkerung gar nicht zu sprechen!

Vor wenigen Monaten hat die amerikanische Armee die „fliegende Festung", das größte Luftschiff der Welt, getauft, ein Zeppelinkreuzer, dessen Reichweite auf 18.000 Kilometer angegeben wird. 235 Meter lang, 44 Meter hoch, eine Nutzlast von 200 Tonnen tragend und mit einer Besatzung von mehr als 40 Köpfen ausgestattet, stellt die „Macon" einen neuen Typus der Luftwaffe dar. Sie soll weniger selber Angreifer sein, als Flugzeug-Mutterschiff der Luft. Sie trägt, ähnlich wie ihre Schwesterschiffe zur See, das Flugzeug, das einen sehr geringeren Aktionsradius besitzt, in die Nähe der feindlichen Küste, schießt es mit Hilfe des Katapultes ab und ermöglicht so Aufklärung und Angriff.

Aber in gleicher Weise sieht man auch drüben die Gefahr und sinnt auf ihre Abwehr. Schon wird von der Erfindung verdunkelnder Strahlen und von einer immer weiteren Entwicklung der Nebeltechnik in der amerikanischen Fachliteratur gesprochen. Amerika, bisher dank seiner Lage in einer fast unangreifbaren Stellung, wird eines Tages selber den Luftangriff fürchten müssen — schwimmende Inseln im Ozean, Flugzeug-Mutterschiffe der feindlichen Marine wie der Luftflotte und natürliche Stützpunkte im weiten Raum des Atlantischen und Pazifistischen Ozeans bilden die Ausgangsbasis für den Angreifer. So sieht man jedenfalls das Zukunftsbild.

Wie ernst die Militärs in USA. die Lage beurteilen, dafür sprechen viele Stimmen. Ein hoher Offizier verglich sie kürzlich mit 1914, nur daß sie international noch weit gespannter sei. General Mitchel verlangte eine entschlossene Einstellung des amerikanischen Bürgers auf das Gegenwartsbild des Krieges. Nicht 50 vom Hundert des Militäretats sei für die Flotte, 40 vom Hundert für die Armee und 10 vom Hundert für die Luftwaffe zu verwenden, **sondern letztere müsse den halben Etat, also 50 vom Hundert beanspruchen.** Amerika ist im Begriff, das größte Kriegsschiffbauprogramm seit 1919 in Angriff zu nehmen. Es will die im Rahmen der Verträge von Washington und London bestehenden Möglichkeiten voll ausnutzen. Seine Aktivität gilt bei allen in erster Linie der Technik des Krieges. Es geht hierbei führend unter allen Armeen der Welt seinen Weg. Es stellt den Menschen in den Dienst der Maschine auch im Falles des Krieges. Wird sich aber wirklich ein Konflikt ergeben?

•

Der erste Luftschutzkeller

Eine Mustereinrichtung in Berlin

Der erste Musterkeller für Luftschutz in Berlin ist im Hause Potsdamer Straße 104, Ecke Kurfürstenstraße, eröffnet worden. Das Haus ist durch große Pfeile kenntlich gemacht, die nach dem Eingang des Kellers weisen. Vor dem Schutzraum selbst befindet sich ein Vorraum, die sogenannte „Schleuse", in dem alle Personen, die in den Keller flüchten wollen, ihre Kleider wechseln müssen, damit die in dem Schutzraum Anwesenden durch Gas nicht „infiziert" werden. Der Schutzraum enthält zwei Abteilungen, eine für die Bewohner des Hauses, die andere für Passanten. Die Räume enthalten außer allen erforderlichen Geräten eine Anzahl Schlafkojen, Trinkwasser, Waschwasser und Hausapotheken.

Eine Richtigstellung

Nicht gegen die deutschen Flüchtlinge!

Man schreibt uns: In der Samstagnummer der „Deutschen Freiheit" veröffentlichten wir eine uns aus Paris zugegangene Meldung des „Matin", nach der angeblich in Metz eine Versammlung von 2000 Kaufleuten, Handwerkern, Gewerbetreibenden, privaten Angestellten, Reisenden und Konsumenten eine Entschließung angenommen habe, die sich in ihrer Konsequenz gegen die Niederlassung deutscher Flüchtlinge richtet. Mit dieser Nachricht scheint man auf interessierter Seite eine feindselige Haltung gegen deutsche Flüchtlinge in Lothringen konstruieren zu wollen, die keineswegs besteht. Aus einem Einladungszettel zu der fraglichen Versammlung, der uns zufälligerweise zu Gesicht kam, geht eindeutig hervor, daß es sich hier um eine Kundgebung des genannten Personenkreises gegen örtliche Mißstände und gegen Lokalbehörden handelte. Die Meldung des „Matin" trifft also in der von uns am Samstag wiedergegebenen Form nicht zu.

Nibelungenstraße

Der Bürgermeister Moosbauer von Passau teilte mit, daß der Bau einer „Nibelungenstraße" von der holländischen Grenze über Köln, Frankfurt, Regensburg, Passau, d. h. bis an die österreichische Grenze, gesichert sei. Es scheint sich bei dieser Straße weniger um ein Projekt der Arbeitsbeschaffung zu handeln, als um den Bau einer strategischen Magistrale.

Ruhelos!

Die Verfolgung der politisch Verdächtigen

Alle ehemals politisch tätigen Menschen in Deutschland, die nur wegen ihrer Gesinnung in Gefängnisse oder Konzentrationslager gesperrt wurden, werden nach ihrer Freilassung in der schäbigsten Weise weiter schikaniert. Alle diese Freigelassenen werden unter Polizeiaufsicht gestellt und haben sich täglich ein oder mehrere Male bei der Polizei zur Kontrolle zu melden. In den kleinen Orten der Provinz Brandenburg dürfen sich die polizeilich Kontrollierten nicht bei der Polizeibehörde ihres Ortes melden, sondern müssen sich täglich bei dem zwei bis drei Fußstunden entfernten Landratsamt melden. Von Arbeitern, die in Arbeit stehen, verlangt man, daß sie sich frühmorgens um 6 Uhr oder abends um 9 Uhr bei der Polizei melden. Jedes Fernbleiben von der vorgeschriebenen Meldung wird streng bestraft.

In den kleinen Industrieorten Brandenburgs werden die dort bekannten Funktionäre der Arbeiterbewegung fortgesetzt behelligt. Ihre Post wird streng kontrolliert, ihre Wohnungen werden in regelmäßigen Abständen durchsucht. Und wenn sie nur zu zweit auf der Straße sprechend angetroffen werden, werden sie bestraft. Der faschistische Terror wirkt sich gegen die allen bekannten Arbeiterfunktionäre noch viel schärfer aus, als in der Großstadt.

Die Totenlampe von Loretto

Auf der Höhe von Loretto schlafen in einem Wald von schwarzen Kreuzen dreißigtausend tote deutsche Soldaten. In den Ruinen der Kirchen d'Ablain-Saint-Nazaire, vor der Totenlampe unter roten Fahnen hat jetzt die sozialistische Jugend, die im Herzen der „schwarzen Erde" Frankreichs, an den Bergwerken von Rens zu einer Studienwoche versammelt war, eine ergreifende Trauerfeier abgehalten. Das Lied von der „jungen Garde" und die „Klänge der Internationale" drangen beschwörend in das Massengrab der gefallenen Soldaten.

„Ihr seht dort unten die Fabriken," sagte der Franzose Chauchoy, „in denen Menschen für den Kapitalismus arbeitern. Hier seht ihr die Tausende, die für den Kapitalismus gefallen sind."

Der Oesterreicher Felix Kanetz, Mitglied der Exekutive der Jugendinternationale, erwiderte: „Ich bin der einzige Genosse unter Euch, der die deutsche Muttersprache spricht. Ich bin der einzige, der während des Krieges Euer Feind sein mußte. Es ist für mich eine heilige Pflicht, inmitten dieser Schlachtfelder, in denen die Toten vereinigt ruhen, zu glauben, daß ihr Opfer nicht vergeblich war. Die Jugend aller Länder muß an der Spitze des Kampfes gegen den Weltfaschismus stehen."

Als als Letzter der französische Jugendsekretär Rene Dumon von der Schuld der Unternehmer und Generäle am Kriege sprach, warfen sich französische Camelots auf ihn und entrissen ihm eine rote Fahne, die die sozialistische Jugend von Lille zurückeroberte.

Ein Zug von Tausenden von blauen Blusen und roten Krawatten, Drei-Pfeile an der Brust, umwandelte dann die gewaltige Totenstätte und endete diese großartige Demonstration mit dem Schwure: „Nie wieder Krieg!"

„Vaterlandslose Gesellen"

Eine Ehre

Der in Karlsbad erscheinende „Neue Vorwärts" schreibt zu der Aberkennung der Reichsangehörigkeit:

„Die Sozialdemokraten, die zu vaterlandslosen Gesellen erklärt worden sind, waren zum großen Teil im Gegensatz zu zahlreichen Mitgliedern der Hitlerregierung während des Krieges Soldaten und im Schützengraben. Sie haben stets nach besten Kräften der Sache des arbeitenden Volkes in Deutschland gedient und werden das selbstverständlich auch weiterhin tun. Daran kann kein Beschluß der Berliner Machthaber etwas ändern. Von ihnen vaterlandslos erklärt zu werden, ist nur eine Ehre. Und die feierlich angekündigte Vermögenskonfiskation spielt gegenüber den furchtbaren Opfern, die die Funktionäre der Arbeiterbewegung drinnen im „dritten Reich" zu bringen haben, keine Rolle.

Für die Zukunft aber soll es nicht ohne Bedeutung bleiben, daß sich die gegenwärtigen Machthaber in solcher Weise über den bürgerlichen Begriff des heiligen Eigentums hinweggesetzt haben. Die entschädigungslose Enteignung ist auf die Tagesordnung der deutschen Politik gestellt worden. Sie wird von ihr nicht wieder verschwinden!"

Schweiz verstärkt Grenzwachen

Die verschiedenen Vorfälle der letzten Zeit haben die eidgenössischen Behörden veranlaßt, die Mannschaftsbestände der Grenzbewachung an der gesamten Nordgrenze zu verstärken. Zudem ist das Grenzwachtpersonal mit geladenen Karabinern ausgerüstet. Die Schweiz ist entschlossen, unter allen Umständen die Unverletzlichkeit der Landesgrenze zu wahren, sollte es auch zu Zwischenfällen kommen, wie sie bekanntlich schon an der deutsch-österreichischen Grenze passiert sind. Die eidgenössischen Behörden haben ferner an der gesamten Nordgrenze regelmäßige Fahrradpatrouillen eingesetzt.

Fontamara

1

ROMAN VON IGNAZIO SILONE

Vorwort

Das, was ich hier erzählen will, hat sich letztes Jahr in Fontamara zugetragen.

Dies Fontamara ist das ärmste und rückständigste Dorf der Marsica — im Norden des entwässerten Sees von Fucino. Auf steiniger Höhe, rund um eine baufällige Kirche, liegen an die hundert armselige Hütten, alle einstöckig, unregelmäßig, vom Wetter geschwärzt, von Regen und Wind beschädigt, die Dächer mit Ziegeln und allerlei Scherben schlecht gedeckt. Die meisten dieser Behausungen haben eine einzige Oeffnung; Türe, Fenster und Kamin zugleich. Innen kein richtiger Fußboden, dafür aber feuchte Mauern: da wohnen, schlafen und essen die Menschen, zeugen Männer und gebären Frauen, da hausen Schweine, Esel, Ziegen und Hühner.

Mehr wäre über Fontamara wahrlich nicht zu sagen, hätten sich dort nicht so merkwürdige Dinge zugetragen.

Ich habe die ersten zwanzig Jahre meines Lebens in Fontamara verbracht und mehr wäre darüber auch nicht zu sagen.

Während zwanzig Jahren der gleiche Himmel, die gleiche Erde, der gleiche Regen, der gleiche Schnee, die gleichen Häuser, die gleiche Kirche, die gleichen Feiertage, das gleiche Essen, das gleiche Elend: ein Elend, von Vätern überkommen, die es von Großvätern geerbt, die es wiederum von ihren Großvätern übernommen.

Ein Leben von Mensch, Tier und Erde im ewigen Kreislauf, im Wandel der Zeiten, im Wechsel der Natur.

Zuerst kommt das Säen, dann das Jäten, dann das Schneiden, dann das Schwefeln, dann das Ernten und dann kommt die Weinlese. Und dann?

Wiederum:

Das Säen, das Jäten, das Schneiden, das Schwefeln, das Ernten und dann die Weinlese.

Immer das gleiche, das unabänderlich gleiche. Immer. Die Jahre gehen hin, die Jahre häufen sich, die Jungen werden alt, die Alten sterben und man sät, man jätet, man schneidet, man schwefelt, man erntet und man hält die Weinlese. Und dann, was noch?

Dasselbe. Und danach? Immer dasselbe. Jedes Jahr wie das vergangene Jahr, jede Jahreszeit wie die frühere, jede Generation wie die gewesene.

Während der Regenzeit befaßt man sich mit Familienangelegenheiten. Das heißt: man bekämpft sich. In Fontamara gibt es keine zwei Familien, die nicht verwandt wären. In kleinen Orten sind ja meistens alle miteinander verwandt. Alle haben darum gemeinsame Interessen. Daher krakeelen auch alle miteinander. Es sind immer die gleichen Streitigkeiten, endlose Streitigkeiten, die sich von Generation zu Generation vererben, in endlosen Prozessen, endlosen Ausgaben, um festzustellen, wem eine Dornhecke gehört. Die Dornhecke brennt ab, aber der Zwist glimmt weiter.

Alles ist zwangsläufig. Man legt 20 Soldi in einem Monat zurück, im nächsten 30, Sommersende sogar 100 Soldi; das mag in zwölf Monaten an die 30 Lire geben. Aber dann kommt Krankheit oder sonst ein Unglück und da ißt man die Ersparnisse von zehn Jahren wieder auf. Und man beginnt von vorne: 20 Soldi, 30 Soldi, 100 Soldi im Monat. Und dann von neuem dasselbe. Im flachen Land ändert sich allerlei. In Fontamara ändert sich nichts. Die Erde ist karg, unfruchtbar, steinig. Das bißchen Boden ist aufgeteilt und mit Hypotheken belastet. Kein Bauer besitzt mehr als einige Hektar.

Die Trockenlegung des Sees von Fucino hat in den letzten achtzig Jahren eine solche Temperatursteigerung bewirkt, daß die Kulturen der umliegenden Hügel ganz zerstört, die Oelbäume vollständig vernichtet sind. Die Traube ist krank und kommt nur selten zur völligen Reife. Sie muß Ende Oktober, ehe der erste Schnee fällt, gepflückt werden und gibt einen herben, zitronensauren Wein. Die gleichen armen Bauern, die ihn herstellen, müssen ihn schließlich auch trinken.

Eine so große Armut kann die getrocknete Erde des Fucino-Sees, die heute zu den fruchtbarsten Gebieten Italiens gehört, nicht wettmachen. Die ungeheuren Reichtümer, die sie hervorbringt, bleiben nicht an Ort und Stelle, sie wandern in die Stadt.

Zusammen mit riesigen Ländereien um Rom und in der Tocuna sind die 14 000 Hektar des Fucino Eigentum eines sogenannten Prinzen Torlonia. Dieser stammt von einem Auvergnaten, einem gewissen Torlogne ab, der sich anfangs des letzten Jahrhunderts mit einem französischen Regiment in Rom niedergelassen hatte. Dort spekulierte er auf Krieg, dann auf Frieden, dann mit Salz, dann auf den 48er-Krieg und auf den ihm folgenden Frieden, auf den Krieg von 1859 und auf dessen Frieden, auf die Bourbonen und auf deren Ruin. Nach den 60er Jahren gelang es ihm, sich bei niedrig stehenden Aktien einer neapolitanisch-französisch-spanischen Gesellschaft zu bemächtigen: nach den der Gesellschaft vom König von Neapel zuerkannten Rechten hätte Torlogne während 90 Jahren die Nutznießung des trockengelegten Bodens haben sollen. Aber als Entschädigung für seine der piemontesischen Dynastie geleisteten politischen Dienste erhielt er das fruchtbare Land zu ewigem Besitz, wurde mit dem Herzogstitel, später mit dem Prinzentitel ausgezeichnet.

Besagter „Prinz Torlonia" hat eine eigene Garde zum Schutz seines Eigentums. Ein rund 60 Kilometer langer Graben umgibt sein riesiges Gut. Um hinüberzukommen, muß man über Zugbrücken gehen, die nachts hochgezogen werden. Niemand hat das Recht, in der weiten Ebene Hütten oder Häuser zu bauen.

Hier arbeiten an die 10 000 Cafoni. Für „Cafoni" gibt es im Deutschen kein entsprechendes Wort. Es sind die Aermsten unter den Bauern. Der sogenannte „Prinz Torlonia" überläßt sein Land den Advokaten, Aerzten, Notaren, Lehrern und reichen Bauern der Umgebung, die es ihrerseits wieder verpachten oder auch selbst bebauen, indem sie ärmere Cafoni als Taglöhner einstellen. In allen größeren Orten am Rande des Talkessels findet daher jeden Morgen ein Cafoni-Markt statt, wo Torlonias Pächter Tag für Tag neue Arbeitshände anwerben. Die Cafoni müssen 5 bis 12 Kilometer marschieren, um zu ihrer Arbeitsstätte zu gelangen.

Die ungeheuren Reichtümer, die Torlonia jährlich aus dem Fucino schöpft, stehen zum Elend der Cafoni in schreiendem Widerspruch: 300 000 Zentner Zuckerrüben, 300 000 Zentner Getreide, 10 000 Zentner Gemüse aller Art.

Die Rüben des Fucino werden von einer der bedeutendsten Zuckerfabriken Europas verarbeitet. Für die Cafoni aber, die den Zucker bauen, bleibt er ein seltener Leckerbissen, den sie nur im Osterkuchen zu schmecken bekommen. Fast das ganze Getreide des Fucino wandert in die Stadt, wo Weiß-

Stimmungsbild aus Berlin

Ein junger Freund hatte Gelegenheit, einige Tage in Berlin mit alten Bekannten zusammen zu sein. Er berichtet:

Eine Besserung auf dem Arbeitsmarkt ist nirgends festzustellen. Der Baumarkt liegt völlig danieder. Baugelder sind nirgends aufzutreiben. Am schlimmsten aber scheint es jetzt im Buchdruckgewerbe zu sein. Die völlige Gleichschaltung der Presse hat einen katastrophalen Rückgang des Zeitungskonsums nach sich gezogen. Jede Woche erfolgen große Kündigungen. Man schätzt, daß gegenwärtig 60 Prozent der Buchdrucker arbeitslos sind. Die Hoffnungen, die man im Holzgewerbe auf die Ehestandsbeihilfe setzte, haben sich als trügerisch herausgestellt. In dem Zusammenhang ist vielleicht interessant, daß nur die eingeschriebenen Mitglieder der NSDAP. die Spende erhalten und auch dann nur in der Höhe, die die Einschätzungsbehörde einsetzt. Zahlungspflichtig ist jeder Unverheiratete und Verwitwete.

Eine neue Einrichtung sind die sogenannten NSBO.-Gutscheine. Das Mitglied wird verpflichtet, in bestimmten Geschäften zu kaufen. Dort erhält es nach Angabe eines Stichwortes (!) einen Gutschein, der bei der NSBO.-Leitung abgegeben werden muß. Man sagt, das geschähe zur Kontrolle. Wahrscheinlicher aber ist, daß so unkontrollierte Gelder, von den Geschäftsleuten gewissermaßen erpreßt, in die Kassen der NSBO. fließen. Was dort damit geschieht, entzieht sich jeder Kontrolle. Die Berliner Arbeiter machen sich darauf ihren eigenen Vers.

Ungeheuere Dimensionen nimmt die Organisation des Luftschutzes an. Jeder Bewohner wird unter Druck gesetzt, dem Luftschutz als Mitglied beizutreten. Die Hausbesitzer und Geschäftsleute werden förmlich gezwungen. In jeder Wohnung hängt unter polizeilichem Zwang ein Flugblatt, das „Aufklärung" schafft. Am aufschlußreichsten ist der Satz: Nähere Auskunft erteilt und Anmeldungen nimmt entgegen: das zuständige Polizeirevier.

Die Reichsregierung hat sich in den ersten Wochen das Wohlverhalten der Beamten durch das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" erkauft. Auf Grund dieses Gesetzes werden sogenannte Außenseiter, auch wenn sie die tüchtigsten Fachleute sind, rücksichtslos auf die Straße gesetzt. Man bestätigt ihnen in ihrem Entlassungsschreiben ihre berufliche Unzulänglichkeit; angeblich liegt die Arbeitsleistung unter dem Durchschnitt. Nicht selten geschieht dann folgendes: Eines Morgens treten unter Führung eines Chargierten zwei stramme SA.-Leute an, die den unzulänglichen Außenseiter ablösen sollen. In dem im neuen Preußen üblichen Schnauzton wird dem Gekündigten mitgeteilt, er habe diese beiden Nachfolger in ihre Obliegenheiten einzuführen. Fast in jedem Falle haben die so Kommandierten sich geweigert, den Lehrherrn abzugeben. Am nächsten Tage waren sie dann fristlos entlassen.

Die Spannung zwischen SS. und SA. nimmt zu. Die SS. fühlt sich als Elitetruppe und spricht von der SA. selten anders als von der „verfoffenen Bande". Auch in Berlin ist den SA.-Leuten verboten, die SS.-Lokale zu besuchen, da man ständig Zusammenstöße fürchtet. In den SS.-Kreisen geht von den Stürmen im Norden Berlins die Rede: „Außen braun und innen rot!" Damit wird die starke Durchsetzung der SA. mit ehemaligen kommunistischen Rotfrontkämpfern ausgedrückt.

Bei Ullstein streikten die Zeitungsfahrer. Zum Schutze der Streikbrecher wurden SS.-Leute kommandiert. Die NSBO.-Leitung opponierte und drohte: Wenn ihr mit SS. kommt, holen wir die SA. Eine Stunde später war der SS.-Schutz verschwunden.

Ein ehemaliger Reichsbannerführer aus dem Norden Berlins war in „Schutzhaft" genommen worden. Nach seiner Entlassung fragten seine Freunde nach seinen Erlebnissen. Er erklärte mit Rücksicht auf seine Familie, keine Einzelheiten sagen zu können, wenn er aber noch einmal festgenommen werden solle, schösse er sich vorher eine Kugel durch den Kopf. Das Martyrium würde er nicht noch einmal auszuhalten imstande sein.

Wer seinen Radioanschluß abbestellt, muß einen Grund angeben. Eine Frau, die erklärte, der Rundfunk sei ihr zu „politisch" geworden, mußte das mit 15 Mark Buße abgelten. Einer anderen Frau waren die ständigen Militärmärsche zuviel geworden. Darauf erschienen SA.-Leute, montierten den Apparat ab, nahmen ihn mit mit der Erklärung, sie hätten Abnehmer, denen diese Darbietungen des Rundfunks besonders angenehm wären.

Der SA.-Sturm 100 vom Gesundbrunnen, Führer Moll, wurde wegen Ungebühr und Meuterei geschlossen ins Konzentrationslager Oranienburg gebracht.

Bei den „Ausbildungskursen" für SA.- und SS.-Männer in Döberitz kommt nicht selten der Gegensatz zwischen den Angehörigen von Hitlers Armee und denen der Reichswehr drastisch zum Ausdruck. Das von der Reichswehr gestellte Ausbildungspersonal behandelt die jungen „Rekruten" so, wie man es auf den altpreußischen Kasernenhöfen gewohnt war. Das heißt, die Jungens werden geschliffen. Auflehnung ist daher an der Tagesordnung. Die Rebellen werden dann kurzerhand abgeführt.

Die Stimmung in den Kreisen der Arbeiterschaft ist durchaus fest, wenn auch bis jetzt irgendwelche Anzeichen eines aktiven Widerstandes nirgends festzustellen sind, so wächst doch die Passivität. Man bewegt sich — mit Vorsicht natürlich — wieder freier. Er wird auch wieder ein Wort von Mann zu Mann gewagt. Material aller Art wird verbreitet, wobei „offizielles" und „offiziöses" Schriftzeug nicht immer gerne gesehen wird. In der Masse selbst sind die alten politischen Gegensätze völlig oder doch fast völlig ausgelöscht. Man spricht von der Vergangenheit nur im Tone einer Feststellung, nicht in gehässiger Weise. Der Wunsch nach einer auch äußerlich sichtbaren Gemeinsamkeit ist allenthalben zu spüren. Von den seitherigen Organisationen und den Führern erwartet man nur noch die Bereitwilligkeit zur Mitarbeit in anderen Formen und unter anderen Vorzeichen. An eine Auferstehung der Form, die sich im geschichtlichen Ablauf als unzulänglich erwiesen hat, glaubt niemand mehr. Diese Feststellungen werden ohne Groll nur aus der sachlichen Notwendigkeit heraus gemacht. Die menschliche Treue bleibt von diesen Ueberlegungen und Erkenntnissen unberührt.

Verteidiger Dr. Sack

Wen hat er früher verteidigt?

Berlin, 3. Sept. (Inpreß.) Zur Charakterisierung der äußerst reaktionären Einstellung des Rechtsanwalts Sack, der im Reichstagsbrandprozeß den kommunistischen Abgeordneten Torgler verteidigen soll, wird in hiesigen Juristenkreisen darauf hingewiesen, daß Sack vor zehn Jahren die russischen Monarchisten verteidigt hat, die auf den russischen Emigrantenführer Miljukow ein Attentat verübt hatten. Sack fungierte auch als Verteidiger im Prozeß gegen die Tscherwonzenfälscher.

Prag, 3. Sept. (Inpreß.) Der Prager Rechtsanwalt Dr. Sekanina, der sich um die Verteidigung von Torgler und Genossen bemühte, ist nach Leipzig und Berlin abgereist, um zu versuchen, persönliche Verbindung mit den Eingekerkerten zu erhalten. Dr. Sekanina hielt sich bereits vor kurzem in Deutschland auf und verhandelte mit dem Oberreichsanwalt Werner.

Solidaritätsaktion in Wien für Torgler und Genossen

Wien, 3. Sept. (Inpreß.) Unter der hiesigen Arbeiterschaft nimmt die Solidaritätsaktion für die im Reichstagsbrandprozeß angeklagten Torgler, Dimitrow und Genossen immer größeren Umfang an. Unter den zahlreichen Protestresolutionen ist diejenige der Vertrauensmännerkonferenz der Wiener Taxichauffeure hervorzuheben. Für diese einstimmig angenommene Resolution stimmten nämlich auch die anwesenden drei Nazi-Vertrauensmänner.

„Zurück vom Heuberg"

(Inpreß.) Ein aus dem Konzentrationslager Heuberg entlassener Schneider in Stuttgart teilt seinen Kunden die Entlassung mit, indem er auf Karten „vom Heuberg zurück" ankündigte. Die Polizeibehörde sah darin eine Verächtlichmachung der Regierung und brachte den Schneider wieder ins Konzentrationslager.

Ein „Verbrecher"

Festnahme eines SPD.-Funktionärs beim Ueberschreiten der deutsch-dänischen Grenze

Kiel, 2. Sept. Wie die Pressestelle der Regierung mitteilt, wurde gestern ein seit langem gesuchter früherer SPD.-Funktionär aus Kiel beim Versuch, die deutsch-dänische Grenze zu überschreiten, festgenommen und sein Kraftwagen beschlagnahmt. Der Gesuchte befand sich in Begleitung seiner Frau, die gleichfalls festgenommen wurde. Die beiden Verhafteten wurden auf Ersuchen der Kriminalpolizei gestern nach Kiel transportiert.

Ueber das Grab hinaus

h. h. **Völpke** (Provinz Sachsen.) Der nationalsozialistische Gemeinderat hat einen Beschluß gefaßt, nach dem auf dem Gemeindefriedhof eine Anzahl Grabinschriften entfernt werden sollen. Es handelt sich um die Grabsteine von Arbeitern, die 1922 bei den Unruhen auf der Sommerschenburg gefallen waren.

Als Grund für diese Maßnahme wird angegeben, daß die Grabinschriften an die Herrschaft der SPD. erinnern.

Das Mißverständnis

Die „Deutsche Bergwerkszeitung" ist das Leiborgan des großkapitalistischen Nazistaatsrats Thyssen. Dieses Sprachrohr der Schwerindustrie schreibt:

„Es war das Wort Sozialismus, das weite Kreise des Bürgertums, namentlich auch der Unternehmerschaft und der Intellektuellen, veranlaßte, der Bewegung Adolf Hitlers gegenüber längere Zeit eine abwartende und zögernde Haltung einzunehmen. Heute hat sich längst herausgestellt, daß hier ein großes Mißverständnis obwaltete. Mehr als die nationalsozialistische Werbung haben die Taten der neuen Regierung die Einsicht geweckt, daß der Sozialismus des „dritten Reiches" das gerade Gegenteil von dem ist, was der Marxismus als Sozialismus bezeichnet."

Für uns hat es dieses Mißverständnis nie gegeben. Die Sozialdemokratie hat den Massen seit je immer wieder klar gemacht, daß Hitler nichts als ein gutbezahlter Großknecht des Großkapitals ist, war und bleibt. Wir danken es Herrn Thyssen, daß endlich ein Berufener dies bestätigt.

Eine neue Luxussteuer?

Sie fürchten die Wahrheit

Grenzenlose Angst, daß die Wahrheit über die deutschen Zustände trotz terrorisierter Presse auf dem Wege durch den Aether in den Zuchthausstaat hineindringen könnte, veranlaßt den Herrn Göbbels zu immer schlimmeren Betrugsexzessen.

Ein zu nie geahnter Blüte getriebenes Angebernetz bedroht jeden Radiohörer mit qualvollen Verfolgungen, der sich mit den gleichgeschalteten deutschen Presse- und Radiomeldungen nicht zufrieden geben, sondern über Frankreich, Holland, Luxemburg oder die Schweiz Nachrichten hören will.

Das genügt den Nazis noch nicht. Hinter verschlossenen Fenstern und lichtdichten Gardinen könnte ein Wahrheitshungriger doch noch Hilversum, Straßburg oder Kotwijk einstellen. Um das zu unterbinden, will Göbbels jetzt alle außerdeutschen Radiosendern dienenden großen Radiogeräte mit einer außerordentlich hohen Luxussteuer belegen. Menschen mit bescheidenen Einkommen soll es unmöglich gemacht werden, ein Gerät zu behalten, mit dem Auslandsstationen hörbar sind.

Tatsächlich ist ja der Hunger und Durst nach Wahrheit nach hitlerfaschistischer Auffassung ein nicht zu verantwortender Luxus.

A.

---

brot, Teigwaren und kleine Kuchen daraus gemacht werden, wo es auch Hunde und Katzen der Städter fressen. Die Cafoni aber, die es bauen, leben während des größten Teiles des Jahres von Mais. Denn sie beziehen einen wahren Hungerlohn. Einen Lohn, der ihnen nur zu vegetieren erlaubt, nicht aber zu leben.

Früher wanderten viele nach Amerika aus. Vor dem Weltkrieg suchten die Fontamaresen selbst in Argentinien und Brasilien ihr Glück. Die Erfolgreichen kamen schließlich zurück, aber nicht mehr nach Fontamara, sondern sie ließen sich in den benachbarten Gemeinden nieder, wo sie mit ihren Ersparnissen mehr Aussicht auf Gewinn hatten. Die Erfolglosen jedoch kamen heim in ihr Dorf und verfielen hier wieder ihrer gewohnten, vertierten Gleichgültigkeit. Das Leben aber, das sie jenseits des Meeres geschaut, blieb in ihnen als Traum vom verlorenen Paradies.

Die Dinge, die sich während einiger Wochen des vergangenen Jahres in Fontamara ereigneten, brachten das seit vielen Generationen stagnierende Leben wieder in Fluß.

Die Presse nahm zunächst keine Notiz davon. Erst nach etlichen Monaten begannen Gerüchte in Italien und im Auslande herumzuschwirren.

Fontamara, ein Dorf, das auf keiner geographischen Karte zu finden ist, wurde plötzlich Gegenstand vieler Diskussionen. Symbol eines großen Teiles Italiens und zwar des südlichen.

Die Gerüchte über den Ort schienen mir anfangs zu fantastisch, kaum möglich, frei erfunden und aus unerklärlichen Gründen diesem entlegenen unkontrollierbaren Dorfe zugeschrieben. Alle meine Versuche, direkte Nachrichten zu bekommen, blieben erfolglos.

Aber als ich einmal spät in der Nacht nach Hause kam, fand ich vor meiner Wohnungstür drei schlaftrunkene Cafoni auf dem Boden liegen, zwei Männer und eine Frau. An ihren Mänteln und an ihren Hanfsäcken erkannte ich sie gleich als Fontamaresen. Bei meinem Kommen erhoben sie sich und im Schein der Gasflamme erkannte ich auch ihre Gesichter. Sie waren wirklich aus Fontamara.

Ein hochgewachsener Alter, mager, riesig, mit langsamen bärenhaften Bewegungen und durchfurchtem Gesicht voller Bartstoppeln. Im Schatten hinter ihm Frau und Sohn.

Sie traten ein. Sie setzten sich. Sie fingen zu erzählen an. Zuerst sprach der Alte. Dann die Frau. Dann wieder der Alte. Dann von neuem die Frau. Dann neuerdings der Alte. Dann der Sohn. Und zuletzt der Alte.

Als der Alte zu sprechen aufhörte, dämmerte der Morgen. Das, was sie gesagt haben, steht in diesem Buche.

Zwei Punkte müssen gleich hier geklärt werden. Der erste: Mein Bericht wird dem Leser in schreiendem Widerspruch stehen zu dem malerischen Bild, das er sich bisher vom südlichen Italien gemacht hat. In den Büchern ist es ein glückliches, herrliches Land, wo der Bauer freudig trällernd zur Arbeit geht, wo die Mädchen in ihren schönen Trachten im Chor singen und im nahen Wald die Nachtigallen schlagen.

In Fontamara sieht freilich das Leben anders aus.

Wer in dieser Geschichte Folkloristisches sucht, sucht es vergebens. Mit keinem Wort wird die Kleidung der Fontamaresen erwähnt. Er wird kein einziges Wort Dialekt finden.

In Fontamara gibt es keinen Wald. Die Berge sind häßlich und kahl, wie der größte Teil des Appenin. Er gibt wenig Vögel. Keine Nachtigallen, im Dialekt nicht einmal einen Ausdruck dafür. Die Bauern singen nicht, weder im Chor, noch allein, nicht einmal, wenn sie betrunken sind, noch weniger, wenn sie zur Arbeit gehen. Statt dessen fluchen sie. Sie fluchen, wenn sie ein großes Gefühl bewegt: Freude oder Zorn. Nicht einmal dabei entwickeln sie viel Phantasie. Sie wählen unter den zwei oder drei ihnen bekannten Heiligen und mißbrauchen sie mit den immer gleichen Worten.

Der einzige Mensch, der in Fontamara während meiner Jugend gesungen hat, war ein Schuster. Er sang ein einziges Lied, das sich auf den Kriegsausbruch in Abessinien bezog und so anfing:

„O Baldissera trau
den schwarzen Leuten nicht."

Beim Hören dieses Singsangs, tagein, tagaus vom Morgen bis zum Abend, mit einer Stimme, die von Jahr zu Jahr trauriger und dünner wurde, entstand in der Jugend von Fontamara die ernsthafte Sorge, daß dieser „Generale Baldissera" sei es aus Tollkühnheit, aus Zerstreutheit oder aus Leichtsinn sich doch noch mit den Schwarzen einlassen könnte. Viel später erfuhren wir, daß jene schwarze Gefahr längst vorüber war.

Der zweite Punkt betrifft die Sprache:

Daß nur ja niemand meine, die Fontamaresen sprächen italienisch! Das Italienische ist für uns wie Latein, Französisch oder Esperanto, das man in der Schule lernte. Es ist für uns eine fremde, eine tote Sprache, deren Wortschatz und deren Morphologie sich ohne irgendeine Beziehung zu uns, unserem Leben und Handeln, unserem Denken und Sein gebildet hat. Selbstverständlich haben auch schon andere Cafoni aus dem Süden vor mir italienisch gesprochen und geschrieben. Genau so, wie auch andere, bei einem Gang in die Stadt, geputzte Stiefel, Kragen und Krawatten getragen haben. Man braucht uns jedoch nur zu beobachten, um uns gleich als Tölpel vom Lande zu erkennen. Das Italienische kann unsere Gedanken nur verstümmeln, sie verschlechtern, ihnen ein schiefes und banales Aussehen geben. Wenn es wahr ist, daß man sich in einer Sprache gut ausdrückt, wenn man gelernt hat, in ihr zu denken, so beweist die Mühe, die den Fontamaresen machte, die italienische Sprache zu sprechen, daß sie in ihr nicht zu denken vermochten. (Somit ist die heutige italienische Kultur für uns eine fremde Kultur.)

Wenn wir uns also eine Sprache geborgt haben, so ist doch die Kunst des Erzählens unser. Es ist eine fontamaresische Kunst. Wir haben sie schon als Kinder geübt. In langen Nächten, neben dem Webstuhl beim Klappern des Webstuhls.

Kein Unterschied zwischen dem Erzählen, dieser Kunst, ein Wort an das andere zu hängen, einen Satz an den andern, eine Zeile an die andere, ein Gesicht an das nächste und unserer alten Kunst des Webens: der alten Kunst, einen Faden zum andern zu schieben, eine Farbe zur andern, sauber, ordentlich, beharrlich, klar. Zuerst erkennt man nur den Stiel der Rose, dann die Blätter, dann den Kelch, dann die Blütenblätter. Aber von Anfang an weiß man: das wird eine Rose. Daher kommen unsere Arbeiten den Städtern begabt und eigenartig vor. Nie haben wir versucht, sie in der Stadt zu verkaufen. Wir haben sie nicht einmal angeboten. Haben wir je die Städter gebeten, ihre Angelegenheiten auf unsere Art zu erzählen? Wir haben sie nie darum gebeten.

So stehe jedem das Recht zu, seine Angelegenheiten in seiner Art zu bewältigen.

Zürich, Sommer 1930. I. Silone

Deutsche Stimmen

Feuilletonbeilage der „Deutschen Freiheit“ * Dienstag, den 5. September 1933 * Ereignisse und Geschichten

„Freiheit! Sonst nichts!“

Das verbotene Lied

Dem SA.-Mann Mihacsek — er wohnt in unserem Hause — ist dieser Tage etwas Merkwürdiges zugestoßen. Als er von einem Gepäckmarsch hundsmüde in die Mietskaserne heimkehrte und sich ein ums andere Mal den Schweiß von der Platte wischte, fand er vor seiner Tür auf dem Strohdeckel ein umfangreiches Paket. Weißes Papier, länglich wohlverschnürt. Aha, dachte sich Mihacsek, natürlich eine Bombe! „Minna!“ rief er, „Minna!“ und die schmale, blasse Frau Mihacsek erschien im Türrahmen.

„Wir wollen mal eben nachsehen ...“ begann der Gatte und fuhr sich schon wieder mit dem blaugewürfelten Taschentuch über den runden, kahlen Schädel. — „Vorsicht!“ Aber die Warnung kam zu spät. Schon hatte Frau Mihacsek das geheimnisvolle Päckchen aufgehoben. Merkwürdig leicht für eine Bombe, dachte der Mann, trat aber vorsichtshalber ans Treppengeländer zurück, einen Fuß auf die nächsttiefe Stufe setzend. Jetzt — Achtung! — der Bindfaden sank zu Boden, und aus dem Papier quollen — rote Rosen! Viele, dunkelrote, duftfrische Rosen! Ein Zettel dabei: „Freiheit!“ Sonst nichts.

Seitdem zeigt der SA.-Mann Mihacsek Neigung zum Tiefsinn. Auf seinen kurzen, dicken Beinen geht er wie ein Nachtwandler umher und vergißt bisweilen auf der Straße, einen Vorgesetzten zu grüßen, was ihm noch mal schlecht bekommen kann. Die Lösung des Rätsels hat er noch nicht gefunden. Na ja — er hat die Schnauze voll von dem ewigen Exerzieren, Kommandieren, Malträtieren, er hat sich das „dritte Reich“ ein bißchen anders vorgestellt. Aber das wissen doch nur ein paar Kameraden von der SA., denen es genau so geht. Wer also, wer in aller Welt legt ihm Blumen vor die Tür, noch dazu rote Blumen, noch dazu mit einem solchen Zettel?

Er wird wohl nie dahinter kommen, der Mihacsek. Aber seine Frau ahnt vielleicht etwas — sofern sie an dem vergangenen Abend in ihrer Wohnung war. Wir wissen es nicht. Aber warum die roten Blumen auf dem Strohdeckel lagen, das wissen wir genau, die Mutter Seibert und ich.

*

Die Sache war so: Eines Tages klopft die Alte bei mir an und fragte mich flüsternd um Rat. Da habe doch früher der junge Bursche mit dem rotblonden Schopf und den hellen Augen bei ihr gewohnt. So ein guter Junge, und immer solide, und immer pünktlich mit der Miete, trotzdem er selbst ein armer Teufel war. „Ja, ja, gewiß — der Fritz! Und was hats mit dem? Ich denke, er ist längst im Konzentrationslager?“ — „Na ja eben — aber sein Grammofon — und die Platten“!

Jetzt versteh ich. Vor ein paar Tagen ist ein Erlaß herausgekommen: Besitzer verbotener Schallplatten werden streng bestraft. Wir gehen hinüber in Mutter Seiberts Wohnung. Und richtig! Da liegt zwischen Volksliedern, slawischen Tänzen, ein paar Beethoven-Platten — die Internationale! „Das Lied ist wohl verboten?“ fragt mich die Alte ängstlich. Sie hat sich nie um Politik gekümmert, die Achtzigjährige, jetzt zittern ihr ein wenig die Knie. Man hört so viel heutzutage, Mord und Totschlag gibts in Deutschland. „Ja,“ sag ich und streichle ganz leise die schwarzen Ringe der Platte, „ja, Mutter Seibert, das ist verboten.“

„Jessas, Jessas! Und wo geb ichs jetzt hin?“ Ich weiß keinen Rat. Ich werde nicht mehr lang in meinem Zimmer bleiben. Kanns doch nicht mit über die Grenze nehmen, das Lied. Und die andern im Haus? Die in der Mansarde mit ihren sechs Kindern? Der Mann ist ohnehin verdächtig. Kann ihm den Hals brechen. Unsere Nachbarn — der dürre Postbeamte mit dem Klemmer und seine vergrämte Frau? Wer weiß, wie die drüber denken. Die kranke Schustersfrau? Die junge Stenotypistin mit den blonden Zöpfen? Der Arbeiter Franz? Der war mal Kommunist. Aber bei dem ist schon dreimal gehaussuscht worden. Nein, niemandem können wir die Platte geben. Und dann — wem kann man überhaupt trauen? Was wissen wir voneinander? Gedrückt, mißtrauisch, schweigsam schleichen alle umher, wie eine Eiskruste liegts über den Menschen, über der Stadt, über dem ganzen Land.

Und unsere Grammofonplatte? Die müssen wir halt zerschlagen. Aber da macht Mutter Seibert nicht mit. Zerschlagen, so ein teures Stück? Das bringt sie nicht übers Herz. „Das wär ja Sünde!“ Sie wird lieber Papier drum wickeln und wird das Päckchen, wenns finster ist, in die Aschgrube tragen.

So sinkt noch am gleichen Abend ein rundes Etwas aus Mutter Seiberts alterskrummen Händen in den aufgesperrten Blechrachen der Grube.

Und eine halbe Stunde später ist das runde Etwas wieder an der Oberfläche. Ich steh gerade am Fenster, als die beiden Buben des SA.-Mannes Mihacsek mit einem kunstvoll geknüpften Netz in der Asche fischen.

*

Am nächsten Abend — der SA.-Mann Mihacsek ist kurz zuvor in seinen schweren Stiefeln leise fluchend zum Dienst getrampelt — geht plötzlich ein Flüstern durch das Haus. Von der Kellerwohnung bis hinauf zur Mansarde. Aus allen Türen lösen sich dunkle Gestalten, vereinen sich auf der Treppe wie zu einer Wallfahrt, schleichen auf den Zehenspitzen bis zum zweiten Stock und drängen sich vor der Wohnung Mihacseks eng zusammen.

„Hört ihrs?“ — Alle Köpfe neigen sich näher zum Türspalt. „Hört ihrs?“ — Von der Kellerwohnung bis hinauf zur Mansarde pflanzt sich das Flüstern fort. „Hört ihrs?“

Und sie hören. Klar und hell dringts aus der Wohnung des SA.-Mannes Mihacsek. Klar und hell wie eine Fanfare. „Wacht auf, Verdammte dieser Erde ...“ Die Internationale!

Von der Kellerwohnung bis hinauf zur Mansarde dringt das Geflüster: „Die Internationale!“ — bis alle, alle, die Männer und Frauen und Kinder, im Treppenhaus beisammenstehen. Der Vorplatz des zweiten Stockwerks ist längst zu klein, treppauf, treppab drängen sie sich schweigend in der Dunkelheit, Kopf an Kopf.

„Auf Erden rings in Süd und Norden das Recht ist schwach, die Willkür stark ...“ Der Klang schwillt an, Hände suchen einander im Finstern, Hände von Menschen, die unter einem Dach hausen, aber seit langem aneinander vorbeileben, scheu und verschlossen.

Der Klang schwillt an. Eine Frau weint leise auf, sagt „Hans!“ — Nur diesen einen Namen. Und alle wissen — der hört das Lied nicht mehr, nie mehr. Vor ein paar Wochen wurde seine Leiche, in Säcke gehüllt, entstellt und furchtbar zerschlagen, aus dem Fluß gezogen. „Hans!“ Die zunächst stehen, legen ihre Arme um die Schultern der Frau.

Und das Lied schwillt an, schwillt an, sprengt die Wände, macht die Welt erzittern. „Das Recht wie Licht im Kraterherde nun mit Macht zum Durchbruch dringt ...“ Rote Fahnen flattern wieder leuchtend über den Köpfen einer unabsehbaren Menschenmenge. Arbeiter marschieren wieder frei und aufrecht hinter ihren Bannern.

„Völker, höret die Signale ...“ Rote Fahnen, brennend rote Fahnen! Sie sind nicht mehr allein, die Menschen im dunklen Treppenhaus, die sich an den Händen halten, einer den heißen Pulsschlag des andern spürend. Sie sind nicht mehr allein, sie fühlen es: die ganze Stadt, das ganze Land, die ganze Welt hört ihr Lied.

„Unmündig nennt man euch und Knechte, duldet die Schmach nun länger nicht ...“ — Alles ist vergessen, die Schande, die über Deutschland kam, das Wüten verirrter Horden, das Mißtrauen, die Furcht, die blutige Qual, die Tyrannei des Geldsacks, die schwer auf dem geknechteten Lande liegt. Alles ist vergessen, Freiheit lebt wieder, Hoffnung lebt wieder —. „Die Internationale erkämpft das Menschenrecht.“

*

Und plötzlich schweigt das Lied. Leis wie fernhin verhallender Jubel zittert der letzte Ton nach. Schwer streicht ein Seufzer durch das abendliche Haus. Es ist, als hätte die Erde selber aufgestöhnt. Kein Wort wird gesprochen, aber gebeugte Rücken haben sich aufgerichtet, selbstbewußter ist der Gang der Menschen, die sich von der Türe weg ihrer Wohnung zuwenden. Mancher kehrt nicht in sein eigenes Zimmer zurück, hat zu Freunden heimgefunden, die er seit Wochen nicht mehr aufzusuchen, nur noch scheu zu grüßen wagte. Die Frauen sitzen beieinander in der Wohnung jener einen, die beim Klang des Liedes einen Namen sprach. Ihre Hände haben noch nicht auseinander gefunden, es ist so gut, endlich wieder Gemeinschaft zu spüren.

Und in allen, allen schwingt der Klang des Freiheitsliedes weiter.

Kara.

„Viel Samen muß ich streuen“

Nürnberger Lebkuchen-Poesie

In der gesamten nationalsozialistischen Presse Deutschlands finden wir dieses Gedicht:

Blumen in Nürnberg

Von Heinrich Anacker

geschrieben beim ersten Nürnberger Parteitag

Du blondes Mägdlein feine,
Was werkst du früh am Tag?
Was treibst im Dämmerscheine
Du unterm Fliederhag?

„Viel Samen muß ich streue,
Ihr reiches Aufblühn soll
Ein deutsches Herz erfreuen,
Traumsüßen Duftes voll!“

So willst du wohl erwarten
Den Liebsten dein zur Nacht,
Da du im stillen Garten
Auf zarte Zier bedacht?

„Mein Schatz, der ist gefallen
Wohl vor dem grimmen Feind —
Erst in den ew'gen Hallen
Sind wieder wir vereint.“

Du blondes Mägdlein feine,
Was werkst du früh am Tag,
Da nicht mit holdem Scheine
Dich Lieb' beglücken mag?

„In Sommertages Glänzen
Steh' ich am offnen Tor,
Ein Braunhemd zu bekränzen
Mit Nürnbergs Blumenflor!“

*

Auf einem solchen Anacker soll also die künftige Frucht nordischer Poesie erwachsen. Schon mußte er viel Samen streuen, um die blonden Mädchen seine unterm Fliederbaum — nein, wir wollen den Rahmen erlaubter Erotik nicht sprengen. Das bekränzte Braunhemd soll seiner zarten Zier, Ausdruck der von Hitler verkündeten heroischen Weltanschauung, nicht beraubt werden und uns ein Zeugnis der Genesis völkischer Poesie sein und bleiben.

Gesang der gleichgeschalteten Pastoren

Wir sind die heldischen Pastoren
Und dienen Gott auf unsere Art.
Wir haben ein Gemüt mit Sporen
Und den Verstand nun ganz verloren,
Trotzdem wir stets damit gespart.
Auf unsere Mannheit ist Verlaß;
Wir predigen statt Liebe — Haß.

Wir sind die Feinde der Proleten
Und ihrer sklavischen Moral,
Denn mit dem Lieben und dem Beten
Des quasi jüdischen Propheten
Macht man ein Volk nicht national.
Wir haltens mit dem Heidentum,
Mit Massenmord und Heldenruhm.

Zum Teufel mit den Menschenrechten!
Ein dreifach Heil der Barbarei!
Es ist so schön, ein Volk zu knechten
Und jeden freien Geist zu ächten.
Der Deutsche liebt die Tyrannei.
Wir wollen, daß der neue Christ
Das Gegenteil vom Menschen ist!

Liberator.

Glaube muß marschieren

Geistliche Vorbildung

Bekanntlich ist in Preußen die zwangsweise militärische Ausbildung in eigenen Lagern als Pflichtgegenstand für die angehenden Juristen vorgeschrieben worden. Diese Lehrkurse mit Gewehren statt Büchern und mit Geländeübungen statt Seminarübungen lassen nun auch die Geistlichen der evangelischen Kirche nicht ruhen. Auf der neunzehnten ostpreußischen Provinzialsynode sagte dieser Tage der Provinzialjugendpfarrer Engelbrecht:

> Zur Frage der Tätigkeit von Vikaren in Arbeitslagern nehme ich den Standpunkt ein, daß es keine bessere Vorbereitungszeit für angehende Pfarrer geben kann, als dort draußen im Lager. Nur müssen diese Tätigkeitswochen auf die Amtszeit angerechnet werden.

Wenn das gleichgeschaltete Recht einrückend gemacht wird und die gleichgeschaltete Medizin exerziert — warum nicht der gleichgeschaltete Glaube?

Elly, tue es nicht mehr!

Flugzeug oder Nähmaschine?

Kürzlich ist die bekannte Fliegerin Elly Beinhorn von ihrem Afrikaflug nach Deutschland zurückgekehrt. Die illustrierten Blätter zeigen nun zwischen Bildern des Führers von oben, von unten, von vorn, von hinten, auf der Jagd und beim Frühstück, auch ganzseitige Aufnahmen vom Empfang der Fliegerin. „Elly Beinhorn grüßt das neue Deutschland.“ Mit dem Hitler-Gruß natürlich. Wen sie da grüßt, kann sie der Antwort eines nationalsozialistischen „ehemaligen Kampffliegers“ entnehmen, die er einem flugbegeisterten Fräulein in Ullsteins „Blatt der Hausfrau“ erteilt:

> Also Fliegerin wollen Sie werden? Und noch unbedingt! Nein — schlagen Sie sich das aus dem Kopfe. Heiraten Sie einen braven Mann, meinetwegen einen Flieger, wenn es schon sein muß. Und da fängt Ihre Tätigkeit an: den Mann zum Kameraden haben, für ihn und seine Kinder sorgen! Also Hände weg vom Fliegen, statt Steuer den Kochlöffel, statt Pedale die Nähmaschine. Alles andre sind Männerberufe.

Vielleicht hat die mutige Pilotin, als sie bei den schwarzen Kulturvölkern weilte, die Meinung der braunen Wilden über Aufgabe und Stellung der Frau vergessen. Jetzt wird sie jedenfalls gut daran tun, „meinetwegen, wenn es schon sein muß“, einen Flieger zu heiraten und selber das Fliegen aufzugeben. Sonst fliegt sie eines schönen Tages aus dem „dritten Reich“.

Kampf den „Kampfbünden“

Nachdem schon seit einiger Zeit bekannt ist, daß der „Kampfbund des gewerblichen Mittelstandes“ aufgelöst wird, dürften nun auch die Tage des „Kampfbundes für deutsche Kultur“ gezählt sein. In einer Versammlung, die der Bund am vergangenen Montag in Königsberg veranstaltete und in der Staatssekretär Feder das Referat hielt, teilte der Reichsgeschäftsführer Urban mit, daß der Kampfbund demnächst nach Besprechungen Alfred Rosenbergs mit dem Führer in die politische Organisation der NSDAP. überführt werden würde.

„Mein Höchstes!“

Braune Produktionsbelebung

In den letzten Tagen wurde in Deutschland die Herstellung einer Reihe von Gegenständen verboten. Darunter befanden sich, wie die „Bayerische Zeitung“ vom 24. August berichtet, u. a.:

„Eine Hitler-Glasbüste, die den Reichskanzler in SA.-Uniform mit dem Eisernen Kreuz darstellt und die zur Aufnahme von eßbaren Perlen bestimmt war. (!)

SS.-Werfpuppen aus gewöhnlichstem Filz mit Holzwolle gefüttert, in karikaturistischer Ausführung und unter mißbräuchlicher Verwendung des Hakenkreuzes.

Bonbons mit Hakenkreuzflagge.

Eine Schutzhülle aus Leder für Zündholzschachteln mit rotem Druckknopf, der mit dem nationalsozialistischen Hoheitszeichen versehen war.

Packungen für Zigarrenkisten, auf denen über der Aufschrift „Mein Höchstes“ in roter Farbe ein burgartiges Bauwerk in Form eines Hakenkreuzes dargestellt war.

Ferner Gummibälle mit dem Hakenkreuz ...“

DAS BUNTE BLATT

NUMMER 66 · 1. JAHRGANG · TÄGLICHE UNTERHALTUNGS-BEILAGE · DIENSTAG, DEN 5. SEPTEMBER 1933

Rebellenfahne in Marokko

Noch immer wird gekämpft . Die Fahne der Legionäre

An den Felshängen des Atlas, und zwar am Dschebel Badou und am Dschebel Hamdoum läuft soeben der letzte Akt der Tragödie des marokkanischen Krieges ab, der seit 1911, nach der Ausschaltung Deutschlands aus Marokko, von Frankreich gegen die aufständischen Berberstämme geführt wird. Es ist dem französischen Oberkommandierenden General Huré gelungen, die, wie der offizielle Heeresbericht sagt, „Ait-Hadidou-Schützen" in die höchsten Gebirgskämme des Dschebel Badou zurückzuwerfen und durch den Einsatz der letzten modernen Kampfmittel, vor allem der Flugzeuggeschwader der französischen Kolonialarmee, den Schlußakt des Kampfes zu erzwingen. Nach verlustreichen Gefechten rings um die Vorgebirge des Dschebel Badou wird nunmehr die Hochgebirgsstellung der Berber, die von Sidi Mohamed, dem Bruder des kürzlich gefallenen Rebellenführers, angeführt werden, durch Bombenflugzeuge vergast und durch Minenwerfer und Steilfeuergeschütze sturmreif geschossen.

Die Kampftechnik der Franzosen interessiert vor allem den englischen Generalstab. So hat der Gouverneur von Gibraltar auf Anweisung aus London eine Offizierskommission nach dem hohen Atlas entsandt, um die Kämpfe im Hochgebirge, vor allem den Flugzeugeinsatz zu studieren. Auch die englische Kolonialarmee habe demnächst — nach der Mitteilung der Londoner Presse — mit afghanischen Räuberbanden im nordindischen Gebirgsgelände zu kämpfen und man könne nicht wissen, wann die englischen Truppen einen derart komplizierten Hochgebirgs-Flugzeugangriff auszuführen hätten.

Geschichte des marokkanischen Krieges

Seit die Franzosen im Jahre 1831 Nordwestafrika besetzten, haben sie eine ununterbrochene Kette von militärischen Kämpfen auf sich nehmen müssen. Zunächst galt es Algier niederzuwerfen, das von den kriegerischen „Ulab" unter Führung des Bey von Algier mit besonderer Hartnäckigkeit verteidigt wurde. Die französische Kolonialtruppe mußte andauernd vergrößert werden. Im Jahre 1841 gelang es zum erstenmal, auch eingeborene Truppen in den Kampf einzu setzen. Es wurde ein Korps von 20 Schwadronen Spahis gebildet und mit gutem Erfolg, später vor allem in den Feldzügen von 1859 unter dem Befehl Napoleons III. gegen Tunis und marokkanische Grenzstämme eingesetzt.

Der eigentliche Vormarsch nach Marokko begann jedoch erst im Jahre 1912, als der Marschall Lyautey mit seinem Armeekorps in Marokko einmarschierte. Von 1912 bis 1926 hatte die französisch-marokkanische Besatzungsarmee vor allem mit den Rifkabylen ununterbrochene Kämpfe zu bestehen. Auch nach der Gefangennahme Abd el Krims flackerte der Aufruhr am Rif weiter fort. Die geflüchteten Berberstämme zogen sich vor allem in das Gebiet des sogenannten Anti-Atlas, und zwar in den Dschebel Saghro zurück, wohin sich alle irgendwie asozialen Elemente Marokkos, von der Gendarmerie gesuchte Diebe und Räuber zusammenfanden.

Im November 1932 begann der erste französische Großangriff gegen den Dschebel Saghro, wobei drei militärische Kolonnen im Norden, Osten und Westen gegen den Gebirgsstock eingesetzt wurden. Im Februar 1933 setzten die Berber zum Gegenangriff an, um den Ring der Belagerer zu sprengen. Dabei wurde der Kapitän Arriahin mit seiner gesamten Offizierspatrouille niedergemacht. Schließlich wurden die damals noch 20 000 Mann zählenden Berberschützen in den höchsten Teil des Atlas, in den Dschebel Badou, zurückgeworfen, wo sich heute unter der Führung von Sidi Mohamed noch etwa 4000—5000 Mann halten dürften.

Der Kriegsschauplatz

Der Dschebel Badou ist eine Art natürliche Bergfestung, deren Hochgelände, das Plateau des Aiguilles, von einem Ring nadelspitzartiger Felsen nach allen Seiten geschützt wird. General Huré versuchte zunächst den Einbruch gegen den strategisch wichtigen Berggipfel, die „Bergnadel VI". Auch Sidi Mohamed erkannte die beherrschende Bedeutung der „Nadel VI" und warf seine besten Schützen in die Schlucht, die der Bergspitze vorgelagert ist. Wochenlang dauerte dort der Feuerkampf, der von den Berbern mit einer fabelhaften Schießtechnik geführt wurde, so zwar, daß jeder zweite angeschossene Franzose am Kopfschuß verstarb.

Das französische Kommando setzte allmählich eine große Aktion gegen die „Nadel VI" an und zog dazu sämtliche Nahkampfmittel des Kolonialkorps heran. Ein riesiges Aufgebot an Minenwerfern und Steilkampfgeschützen wurde in Stellung gebracht und trommelte mehrere Tage auf den Bergspitzen beiderseits der „Nadel VI" herum. Infanterieflieger strichen mit Gasbomben dicht über die Schützenstellungen der Berber hinweg, warfen Bomben ab und nahmen mit ihren Maschinengewehren die Schützennester der Ait Hadidou-Kämpfer unter Feuer. Es zeigte sich jedoch hier wieder einmal, daß die Kraft des Verteidigers im Hochgebirge, wie der italienisch-österreichische Kampf in den Trientiner Alpen im Weltkrieg bewies, nahezu ungeheuer ist. Ein gewandter Verteidiger kann sich auch dem Steilfeuer sehr rasch durch Stellungswechsel entziehen und ein Nahkampfflieger kann durch sehr gute Schützen sehr wohl heruntergeholt werden. Die Franzosen haben in den letzten Wochen nahezu täglich ein Flugzeug verloren. Die eigentliche „Nadel VI" ist zwar augenblicklich in den Händen der französischen Truppen, die Berberschützen aber haben sich bereits wieder in einer neuen Stellung am Hochatlas eingenistet.

Die Fremdenlegion

Selbstverständlich wird der Hauptteil des Kampfes von den vier marokkanischen Regimentern der Fremdenlegion getragen, die bei ruhigen Zeiten in Sidi Bel Abbes, Mekkes, Fes und Marrokesch garnisonieren. Unter den 17 000 Mann der marokkanischen Legionäre befinden sich etwa 10000 Deutsche, die schon seit Monaten ohne Ablösung dort oben eingesetzt worden sind. Bei den Kämpfen der Fremdenlegion werden übrigens grundsätzlich zunächst erst eingeborene „Partisanentruppen" eingesetzt, die als Kenner des Atlasgebirges die Verstecke der Rebellen viel leichter aufzuspüren vermögen. Diese Vorkämpfe zwischen Rebellen und Partisanen pflegen meist sehr erbittert zu sein; denn jeder im Sold der Regierung stehende eingeborene Partisanenschütze, der in die Hände der Berber fällt, stirbt dort sofort einen qualvollen Tod. Andererseits pflegen die Partisanentruppen die Eingeborenendörfer besonders brutal auszurauben und zu plündern. Sobald die Kampfberührung so nahe geworden ist wie augenblicklich am Dschebel Badou, liegt die ganze Kampfleistung auf den Schultern der Legionäre. Lediglich französische Spezialtruppen, Minenwerfer, Granatwerfer, Artilleristen und Flugzeugführer unterstützen den Kampf der Legion.

Das französische Kolonialtruppenkommando pflegt sich übrigens in den letzten Jahren sehr lobend über die Kampfmoral der Legionäre auszusprechen. Desertionen sollen in den letzten Monaten sehr wenig vorgekommen sein.

Das Kampfziel

Das Kampfziel der Franzosen ist natürlich die „Befreiung" des Atlas und damit Marokkos überhaupt. Dabei versucht man mit allen Mitteln die Berberstämme auseinander zu manövrieren, um den Zusammenhalt der Aufständischen zu lockern und die letzte Kampftruppe zu isolieren. So hat man im März und April mit Hasso Ou Basselam, dem Häuptling der Ait Atto, verhandelt, um einen wichtigen Stamm aus der Reihe der Kämpfer herauszubrechen. Hasso Ou Basselam wurde auf die Gefechtsstelle des französischen Oberkommandierenden, des Generals Huré, gebracht und nach einer längeren Rücksprache zur Unterwerfung bewogen. Das Truppenkommando hatte bereits einige Lastwagen mit Lebensmitteln, Wein und Medikamenten bereitgestellt, um die besiegten Rebellen zu versöhnen und zu verpflegen.

Augenblicklich hält also nur noch Sidi Mohamed die Rebellenfahne hoch. Die Franzosen haben einen Preis von 100 000 Franken auf seinen Kopf gesetzt und erwarten jeden Augenblick, spätestens mit dem Ende dieses Sommers, die Kapitulation. Die nächsten Wochen werden zeigen, ob der Optimismus der französischen Kolonialverwaltung berechtigt ist.

William Warren.

Ivar-Kreuger-Ballade

Immer wieder taucht ein neues Gerücht auf, Ivar Kreuger habe seinen Pariser Selbstmord nur vorgetäuscht, um unerkannt irgendwo ein neues Leben zu beginnen. (Zeitungsnotiz.)

Das ist die Sage vom Zündholzkönig der Welt,
Des Vertreters des niedergehenden Kapitalismus schlechthin:
Einerseits scheffelte Mr. Kreuger das Geld.
Aber andererseits hätte Ivar am liebsten: „Pfui Teufel!" geschrien.

Gleichzeitig war er ein Mensch und Kapitalist.
Fiel's ihm ein, trieb er Kurse rauf, schmiß Arbeiter 'raus ohne Grund.
Aeußerlich Moloch, der Dividenden nur frißt,
Stand er schließlich vorm Spiegel sich gegenüber zur Mitternachtsstund.

Jazz aus der Halle erfüllte dumpf das Hotel.
Von der Straße rauf kam das Licht der Reklamen, der Lärm von Paris.
Und aus dem Goldrahmen trat ein Spiegelgesell
Hoffnungslos grinsend, riß das Smokinghemd auf und nickte nur: „Schieß!"

Ivar hob stumm den Revolver. Drückte dann ab.
Mr. Kreuger fiel um. Doch Ivar schrie auf, da er alles begriff,
Ging ohne Hut auf den Gang, die Treppe hinab,
Durch die Halle, die Drehtür, Straßen der Stadt.
... Und er strolchte und pfiff.

Fritz Brainin.

Das Wunder der drahtlosen Telefonie

Eine gelungene Rekordleistung der modernen Technik stellt ein Radiotelefongespräch dar, das bei der letzten Fahrt des Amerikadampfers „Bremen" vom Bord dieses Schiffes mit einem fahrenden Zug auf der Strecke Neuyork—Chikago geführt wurde. Eine Reisende der Nobelklasse des Schnelldampfers war in Bremen bereits krank an Bord gekommen. Unterwegs hatte sich ihr Zustand so verschlimmert, daß der Schiffsarzt eine unverzügliche Operation vorschlagen mußte. Die Frau wollte die Operation aber nicht ohne die Zustimmung ihres Mannes vornehmen lassen. Da sich ihr Gatte gerade auf einer Geschäftsreise befand, wurde eine Radioverbindung zwischen dem Schiff und dem fahrenden Zug hergestellt. Die Herstellung der Verbindung gelang in überraschend kurzer Zeit und auch die Verständigung war gut.

Die Armbanduhr

„Na, nun erzählen Sie einmal. Wie war denn das mit der Armbanduhr?"

Aber die siebzehnjährige Angeklagte, die in Wien vor dem Richter steht, erzählt nicht. Sie schluchzt gottsjämmerlich und preßt dabei den Handrücken und den halben Unterarm vor beide Augen: so kann sie den Richter nicht sehen. Sie handelt, als wäre sie zehn Jahre jünger: ein Kind darf glauben, daß eine Sache, die es nicht sehen will, auch nicht vorhanden ist. Aber es ist etwas vorhanden, was nicht ohne weiteres aus der Welt zu schaffen ist: eine Anklage wegen Diebstahls. Diebstahl heißt das also nun, was da vor vier Wochen geschah.

Damals besuchte sie eine Freundin. Und damals hatte die Freundin die Armbanduhr eben geschenkt bekommen. Sie war stolz darauf und glücklich darüber, und Glück macht diejenigen großzügig, die es nicht gewöhnt sind. So sagte denn die Freundin: „Du darfst die Uhr ein Weilchen tragen, Erna." Erna band sich die Uhr ums Handgelenk und fand, daß das Handgelenk gleich schmaler und schöner aussah. Sie hielt die Uhr ans Ohr, und es tickte merkwürdig fein und zart, obwohl es die billigste der Armbanduhren war, mit einem Band aus derbem Leder und einer groben Uhr aus schlecht versilbertem Material.

Das Weilchen war recht schnell vorüber: Erna mußte gehen, sie hatte eine Stellung als Laufmädchen. Als sie die Uhr wieder vom Arm wegtun wollte, hielt sie plötzlich inne und sagte: „Was würdest du tun, wenn ich die Uhr mitnähme?" Die Freundin, noch immer glücklich und großzügig, lachte und antwortete: „Ich würde dich einfach anzeigen." „Ach, Unsinn, das tust du ja doch nicht!" lachte Erna zurück und lief fort — mit der Uhr am Handgelenk.

Die Freundin wartete eine halbe Stunde, einen halben Tag, eine halbe Woche. Erna kam nicht. Dann sah sie Erna auf der Straße. Erna lief vor der Freundin fort. An ihrem rechten Arm schimmerte die Uhr. Sie sah sehr vornehm aus, diese billige Uhr, weil alles Uebrige an Erna gar nicht vornehm und noch billiger war; das Kleid ausgeblaßt und schlecht genäht, die Schuhe plump, und hübsch ist Erna auch nicht. Sie schien aber zu glauben, daß die Uhr all diese Mängel auszugleichen imstande sei. Jedenfalls brachte sie das Geraubte auch weiterhin nicht zurück, und die Freundin klagte schließlich doch.

„Warum haben Sie das bloß getan?" fragt der Richter und fügt ermahnend hinzu: „Man muß nicht unbedingt eine Armbanduhr haben." Er zeigt sein ungeschmücktes Handgelenk: „Sehen Sie, ich bin fünfzig Jahre alt und habe auch noch keine!"

Da nimmt Erna zum erstenmal die Hand von den Augen, unterbricht ihr Schluchzen und sagt mit dünnem Stimmchen zwischen zwei dicken Seufzern: „Aber Sie hätten sich jeden Tag eine kaufen können!"

Der Richter ist zunächst verblüfft. „Aber ich hab's doch nicht getan!" sagt er mißverstehend und im Tone eines, der sich vor Erna zu verantworten hat. Dann aber besinnt er sich und sagt brummend: „Na ja." Und dies „Na ja!" ist immerhin so etwas wie eine Anerkennung des Ernaschen Arguments. Gewiß, die Siebzehnjährige hat recht mit ihrer Laufmädchenweisheit: Wer jederzeit kaufen kann, der kann der Lust zum Kaufen manchmal leicht widerstehen — und ganz leicht der Lust zum Stehlen. Bestimmt würden bedeutend weniger Leute Armbanduhren stehlen, wenn sie sich welche kaufen könnten. Und damit hat man nichts in der Hand als eine Binsenwahrheit. „Na ja . . ."

Drei Tage Arrest bekommt Erna, bedingt auf zwei Jahre. Der Gerichtsdiener muß sie mit sanfter Gewalt hinausschieben, denn sie steht noch immer und schluchzt und schützt die Augen mit dem Handgelenk, an dem vor vier Wochen die wunderschöne Armbanduhr prangte.

Mostar.

Lachen nicht verlernen

Ein Hörfehler

Nach dem Abendbrot schritt der Herr Staatsanwalt an der Seite seines Gastes durch seine Privatgemächer, stolz von der Architektur und dem eigenen Stil der Zimmer plaudernd.

Vor einem großen Oelgemälde blieben beide stehen.

„Sehen Sie," sagte der Staatsanwalt, „hier ist mein liebstes Bild, — die Göttin der Gerechtigkeit: Nemesis!"

„O, — vielen Dank, Herr Staatsanwalt!" sagte der Gast und ergriff mit beiden Händen die Rechte des Gastgebers. „Ich nehme es gern! Ich lasse es gleich morgen früh abholen!" („Neue J. Z.")

Grüne Jugend

„Dieser Papagei ist hundert Jahre alt, mein Herr!"

„Hm, für dieses Alter ist er aber noch reichlich grün!" („Neue J. Z.")

Gerettet

„Meine sämtlichen Hühner sind diese Nacht von Einbrechern abgeschlachtet worden!"

„Und ihr scharfer Wachthund, der immer im Stall liegt?"

„Der lebt noch!" („Fliegende Blätter")

Das junge Huhn

Wirtin: „Wie ist das junge Huhn? Ich habs nicht gern geschlachtet!"

Gast: „Aus welchem Grunde? Sie sind wohl zusammen aufgewachsen?" („Fliegende Blätter")

Aus der Schule

„Kurt, wer hat früher regiert: Maximilian II. oder Ludwig II.?"

„Die haben beide früher regiert, Herr Lehrer!" („Fliegende Blätter")

Nicht schwindelfrei

Dachdecker zum Kollegen: „Ich habe meine Braut aufgeben müssen. Sie tanzte so gern, und ich werde dabei doch immer schwindlig." („Journal")

Ein Gemütsmensch

„Das ist doch unerhört! Deine Frau geht jeden Tag mit dem jungen Mann aus und du sagst gar nichts!"

„Man muß sich einer Neigung nicht widersetzen. Ich werde mir nächstens einige Lotterielose kaufen." („Journal")

Mehr Erwerbslosenkosten denn je

Bankrott der Gemeinden — Staatskommissar Dr. Lippert enthüllt den Schwindel der „Siege" in der Arbeitsschlacht

Viel weniger Aufsehen als das Feuerwerk und die Paraden auf dem Reichsparteitag in Nürnberg erregte eine Rede, die der Staatskommissar Dr. Lippert (Berlin) am 31. August in Nürnberg gehalten hat. Er redete nicht durch Lautsprecher zu den in Begeisterungsausbrüche versetzten Massen, sondern vor einem geladenen Publikum im Sitzungssaal des Rathauses. Den Bericht über die Rede des Staatskommissars findet man auch nicht in fetten Schlagzeilen auf der ersten Seite der gleichgeschalteten Presse, sondern versteckt im kleinsten Druck im Innern einiger Zeitungen. Und dennoch ist diese Rede wichtiger als der ganze Nürnberger Lärm. Lippert hat mit dürren Worten zugestanden, **daß die Erwerbslosigkeit nicht abgenommen hat** und die Finanzlage der Gemeinden, die anscheinend die Kosten für die schwindelhaften „Siege" in der Arbeitsschlacht zu tragen haben, einfach trostlos ist. Wir entnehmen aus diesem Bericht u. a.:

Dr. Lippert schilderte eingehend die finanzielle Entwicklung bei den Gemeinden, die unter dauernder Aufbürdung neuer Lasten rund zwei Drittel unserer arbeitsfähigen Arbeitslosen als Ortsarme nach den Grundsätzen der Armenpflege betreuen mußten. Die nationalsozialistische Staatsführung sei gewillt, diesem Zustand ein Ende zu machen. Leider sei es bisher nicht möglich gewesen, die Arbeitslosenhilfe organisatorisch und finanziell durchgreifend neu aufzubauen und dabei auch die Lasten der deutschen Gemeinden und Gemeindeverbände aus der Arbeitslosenhilfe auf ein erträgliches Maß zu senken.

Wir müßten uns damit abfinden, daß für das laufende Rechnungsjahr 1933 mit einer wesentlichen Verringerung der Arbeitslosenlast der Gemeinden und Gemeindeverbände nicht zu rechnen ist.

Nach einer zahlenmäßigen Darstellung der Lage der Gemeindefinanzen, nach der die deutschen Gemeinden mit ungedeckten Fehlbeträgen in Höhe von rund 1100 Mill. RM. in das Rechnungsjahr 1934 hineingehen würden, richtete Dr. Lippert an die nationalsozialistische Regierung die eindringliche Bitte, ihre finanziellen Hilfsmaßnahmen für die deutschen Gemeinden und Gemeindeverbände auf dem Gebiet der Arbeitslosenhilfe, zu denen sie entschlossen ist, mit der allergrößten Beschleunigung durchzuführen.

In der Schuldenfrage seien wir uns bisher im allgemeinen nicht darüber klar geworden, daß der Zinsen- und Tilgungsdienst auf die riesigen von den Gemeinden aufgenommenen Schulden höher ist als die Eigenlast der Gemeinden in der unterstützenden Arbeitslosenhilfe.

Die Gesamtverschuldung der deutschen Gemeinden betrage rund 11,8 Milliarden RM., von denen rund 7 Milliarden RM. langfristig und rund 4 Milliarden RM. mittel- und kurzfristig seien. Der Zinsendienst für diese Schulden beträgt insgesamt rund 720 Mill. RM. In der letzten Zeit ist nun eine Reihe von Gemeinden, vor allem größere Städte, aber auch viele Landkreise und Landgemeinden, dazu übergegangen, ihren Schuldendienst ganz oder teilweise einzustellen.

Kein Einsichtiger wird verkennen, daß diese Entwicklung nicht nur für den Kommunalkredit, sondern auch für die Lage der Gläubigerinstitute der Gemeinden verhängnisvoll werden kann. Es sind nicht so sehr die Privatbanken, denen aus dieser Entwicklung größere Gefahren drohen, als vielmehr die öffentlichen Kreditinstitute, vor allem die Girozentralen, Landesbanken, Sparkassen und z. T. die öffentlichen Hypothekenanstalten, für die tatsächlich schon Gefahr im Verzug ist. Hier brauchen die deutschen Gemeinden die Hilfe der Reichsregierung. Wie die Regierung sich entschlossen hat, für die deutsche Landwirtschaft im Hinblick auf ihre besonderen wirtschaftlichen Verhältnisse eine allgemeine Zinssenkung auf 4 Prozent durchzuführen, so sollte sie sich auch entschließen, für die deutschen Gemeinden und Gemeindeverbände eine allgemeine Zinssenkung auf durchweg 4 Prozent herbeizuführen. Wir sind der Ueberzeugung, daß die zu dieser Aktion erforderlichen Reichsmittel nur eine sehr bescheidene Höhe erreichen werden. Man könnte auch erwägen, darüber hinaus den Realkreditinstituten mit Reichsmitteln beizuspringen, deren Kommunalforderungen auf 4 Prozent gesenkt würden, während die von ihnen begebenen Kommunalobligationen einstweilen bei 6 Prozent stehen bleiben, ähnlich wie dies hinsichtlich der ländlichen Pfandbriefinstitute geschehen ist.

Sollte sich die Reichsregierung im Rahmen ihres Wirtschaftsplanes zu einer allgemeinen Zinssenkung für die Gemeindeschulden nicht entschließen können, so müssen wir sie bitten, im Wege der Reichsgesetzgebung ein geordnetes Verfahren bereitzustellen, indem für die einzelnen notleidenden Gemeinden und Gemeindeverbände Entlastungsmaßnahmen bei ihrem Schuldendienst durchgeführt werden können.

Die Hilfe, die den zahlungsunfähigen Gemeinden und Gemeindeverbänden zuteil werden müßte, hätte sich in erster Linie auf die vorübergehende vollständige oder teilweise Aussetzung der Tilgung bei den Gemeindeschulden zu erstrecken. Sie müßte darüber hinaus aber auch allgemein eine Herabsetzung der Zinsenlast bei denjenigen Gemeindeschulden bringen, deren Zinsfuß immer noch ungerechtfertigt hoch ist.

Scrip-Valuta und deutsche Zahlungsbilanz

Ein wichtiges währungspolitisches Thema

Die deutsche Regierung hat sich entschlossen, die von dem Transfermoratorium betroffenen Gläubiger der Auslandsschuld durch Hingabe von zunächst 50 Prozent des Zinsendienstes für den Rest des laufenden Jahres in Scrips endgültig abzufinden. Man hatte zunächst damit gerechnet, daß der nicht zum Transfer gelangende Teil der Zinsen bei der neu errichteten Konversionskasse zwecks späteren Transfers stehen gelassen würde. Die Reichsbank hat eine solche Regelung aber mit der Begründung abgelehnt, sie würde die schwebende Auslandsschuld des Reiches, die sich immer noch um 900 Millionen Mark herum bewegt, nur vermehren. Die Verwertung der Scrips bleibt also dem Auslandsgläubiger überlassen und ihre Einlösung mit einem 50-prozentigen Disagio seitens der Golddiskontbank ist nur als Uebergangsmaßnahme anzusehen.

Als einzige Verwertungsmöglichkeit für Scrips kommt Bezahlung „zusätzlichen Exports" in Betracht. Schon bisher konnte die Bezahlung solcher Zusatzexporte im Umfang von 25 bis 60 Prozent durch Sperrmark erfolgen, deren Disagio zwischen 25 und 35 Prozent schwankt. Diese Sperrmark, zu der sich nun die sogenannte Konversions-Sperrmark gesellt, stellt (übrigens genau wie die von jeder ausländischen Reiseagentur mit Disagio gehandelte Registermark für den Reiseverkehr) unzweifelhaft eine neue, im Gegensatz zur Reichsmark unstabile Währung dar. Das Volumen dieser neuen Währung wird in Gestalt der Scrips stark erhöht, was in der ja schon vorausgesehenen Entwertung von jetzt maximal 35 auf später 50 Proz. und vielleicht auch mehr ihren Ausdruck finden wird. Dabei sei daran erinnert, daß man an die Ausgabe solcher Scrips nicht nur für Zwecke der Zinsgahlung, sondern für die Rückzahlung der jetzt blockierten kurzfristigen Kredite denkt.

Wie wird sich nun das Greshamsche Gesetz, nach dem schlechtes Geld gutes verdrängt, im Verhältnis der Scrip- zur Reichsmarkwährung auswirken? Aus den Zahlungen des 2. Semesters 1933 ist mit einem Scrip-Anfall von 180 Millionen Reichsmark zu rechnen, zu deren Verwertung ein „zusätzlicher Zusatz-Export" (nämlich über die mittels Sperrmark bezahlten Zusatzexporte hinaus) von rund 400 Millionen Reichsmark erforderlich wäre. Das entspräche etwa dem deutschen Export eines Monats, so daß allein durch die Zins-Scrips, abgesehen von möglicherweise zu emittierenden Kapital-Scrips, eine Exporterhöhung von 16 Prozent eintreten müßte. Eine solche Erhöhung innerhalb der letzten sechs Monate und über den Rahmen der normalen Ausfuhr hinaus kann nicht erwartet werden. Andererseits werden die Scrips auf Verwertung um jeden Preis drängen; dieser Druck wird nicht nur infolge des Disagio der Scrip-Währung, in der ein Teil der deutschen Exporte zu 50—60 Proz. bezahlt werden kann, die deutschen Angebote verbilligen, sondern auch eine Verminderung der „normalen" zugunsten der „Zusatz"-Exporte bewirken. Zur Anerkennung eines Ausfuhrgeschäfts als „zusätzliches" genügt ja die Vorlegung von Dokumenten und Erklärungen, aus denen hervorgeht, daß ohne die Entgegennahme von Scrips bzw. Sperrmark die deutsche Ware nicht konkurrenzfähig wäre. Solche Dokumente sind erfahrungsgemäß sehr leicht zu beschaffen, und der Anreiz für ihre Fabrikation wird um so größer, je billigeren Einkauf der schlechte Stand der Scrips, d. h. die Marge zwischen Reichsmark- und Scripnotierung, verspricht.

Eine ungünstige Auswirkung auf die deutsche Zahlungsbilanz kann nicht ausbleiben. Schon jetzt dürfte ihre Aktivität erheblich unter derjenigen liegen, die amtlich in Reichsmark ausgewiesen wird — eben weil ein Teil des Gegenwertes der sogenannten Zusatzexporte aus in Deutschland befindlichen und nicht aus nach Deutschland einströmenden Geldern stammt; das gleiche gilt heute praktisch vom gesamten Ausland-Reiseverkehr. Wenn jetzt ein weiterer Teil der eigentlich als Gegenleistung für exportierte Güter geschuldeten Devisen durch Scrips ersetzt wird, so ist die schon gegenwärtig recht knappe Aktivität der „wahren" Handelsbilanz bedroht. Deutschland ist weitgehend von Rohstoffen entblößt und wird durch die über kurz oder lang unvermeidliche Steigerung der Rohstoffpreise an sich schon vor eine schwierige Aufgabe gestellt, zu deren Ueberwindung es Auslandskredit braucht. Das ist der Unterschied gegenüber der Lage in Japan, England und den USA., wo zwar ebenfalls Valutadumping getrieben wird, wo man aber hinsichtlich der Rohstoffbeschaffung gesichert ist.

Dieses Moment wird von denen übersehen, die annehmen, daß die Scripwährung Deutschland nicht schädige, weil ja der Auslandgläubiger durch billige Hergabe seiner Forderung die Kosten des Valutadumping trage. Das ist ja der gleiche Gläubiger, von dessen Finanzierungsbereitschaft die deutsche Rohstoffversorgung abhängig ist. Diese Bereitschaft wird in Zukunft doch teurer als bisher erkauft werden müssen, und die Erhöhung des Zinsfußes für deutsche Kredite im Ausland wird auch an der deutschen Binnenwirtschaft nicht einflußlos vorübergehen. Die Parität der Reichsmark wird seitens der Reichsbank sicher schon deshalb aufrechterhalten werden können, weil der Umsatz darin zugunsten des Umsatzes in Sperrmark (Scrips) immer mehr zurückgehen wird. Aber auch ohne Abgehen von der Parität wird das Steigen des inländischen Preisniveaus Zeugnis von dem Wirken des Greshamschen Gesetzes geben.

Gegen Deutschland

Zollerhöhungen in England

Die Zölle für verschiedene Lebensmittel, für Stahl, Eisen, Baumwollgarne, Teigwaren, Süßigkeiten und andere Positionen, wie Rosensträucher usw. sind mit Wirkung ab 5. September weiter erhöht worden. U. a. sind die Zölle für Hafer, Gerste und Erbsen von 10 auf 20 Prozent vom Wert heraufgesetzt worden, eine Maßnahme, die sich, wie die englische Presse betont, gegen die deutsche Einfuhr richtet.

Die Sätze für Stahl- und Eisenfabrikate sind von 20 auf 33 Prozent erhöht worden, für Walzeisen von 20 auf 25 bzw. 33,5 Prozent, für verarbeitetes Leder um weitere 15 Prozent. Außer Deutschland dürfte vor allem Japan durch die neuen Zollsätze betroffen werden.

Zum Stillstand gekommen

Die vorübergehende Textilbelebung

In der münsterländischen Textilindustrie ist bei den Baumwollspinnereien die Belebung der letzten Monate zum Stillstand gekommen. Einzelne Firmen verzeichnen Rückgänge der Abrufe auf bereits getätigte Abschlüsse. Befriedigend ist die Lage der Feingarnspinnereien; sie klagen allerdings über die englische Konkurrenz, die durch einen ungenügenden deutschen Zoll nur wenig behindert werde. Die Baumwollwebereien verfügen noch über volle Beschäftigung für zwei bis drei Monate. Außerdem konnten sie durch erhöhte Gewebepreise die gestiegenen Kosten für Rohstoffe und Garne ausgleichen. Teilweise wurde sogar die Verdienstspanne erhöht. Unbefriedigend ist die Lage bei den Jutespinnereien und -webereien, in der Hauptsache wegen des Rückganges der Rohjutepreise. Auch bei den Leinen- und Halbleinenwebereien, die über die Unmöglichkeit klagen, ihre Gewebepreise an die gestiegenen Garnpreise anzupassen, ist die Lage unverändert schlecht.

Opfer der „Arbeitsschlacht"

Vor den Toren der rheinischen Hauptstadt

Man schreibt uns aus Köln:

Bei Knapsack, Hürth und Berrewath im Kölner Landbezirk sind große Industriewerke. Der im Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk erzeugte Strom wird in das Innere Deutschlands geleitet. Die Braunkohlengruben und Brikettwerke (Rippertwerke) beliefern das gesamte Rheinland mit Heizungsmaterial. „Gold und Silber", das große chemische Werk, stellt Rohmaterial für Arzneien und Explosivstoffe her. Insgesamt 5000 Arbeiter finden in den Werken Beschäftigung. Sie rekrutieren sich meist aus der Landbevölkerung, bearbeiten nach Feierabend ihr Stückchen Garten hinter dem Häuschen oder flicken ihren Kotten. Ab und zu geht die Frau einmal auf den Markt in die Stadt, um dort ihren kleinen Vorrat an Gemüse und ihr bißchen Obst abzusetzen. Es ist nicht viel, was hierbei herauskommt, gibt aber dennoch ein kleines zusätzliches Einkommen zum Wochenverdienst des Mannes.

Die Nazis sinnen hier auf „Abhilfe". Sie haben die Absicht, alle Arbeiter mit irgendeinem zusätzlichen Einkommen, ja selbst diejenigen, die nur in etwa die Möglichkeit haben, mit der Produktion des eigenen Gärtchens ihren Haushalt selbst zu versorgen, zu entlassen. Es kommen, wenn diese Pläne verwirklicht werden, woran kaum gezweifelt werden kann, durch diese Maßnahme drei bis dreieinhalb tausend Arbeiter zur Entlassung. Hierunter fallen größtenteils die Stammannschaften, die mit den großen Gefahren der Werke vertraut sind. Die Folge von umfangreichen Einstellungen von Neulingen wird die an und für sich schon hohe Unfallziffer innerhalb der Elektrizitäts- und Chemiewerke ins Rekordmäßige steigern, unter Umständen die Lichtversorgung des Rheinlands in Gefahr bringen. Vor allem aber werden die entlassenen Arbeiter auf einen Lebensstandard heruntergedrückt werden, der zum „Leben" kaum noch etwas übrig läßt. Man scheint bei den Nazis die stille Abrede getroffen zu haben, jeden einmal die Segnungen des Wohlfahrtsempfängerdaseins verspüren zu lassen. Empörung und Widerstandswille innerhalb der in Frage kommenden Arbeiterschaft sind ungeheuer. Bei einem nicht geringen Teil hat sogar eine verständliche Verzweiflungsstimmung Platz gegriffen. Jedenfalls haben alle Belegschaften sich solidarisch erklärt und unter sich, von Mann zu Mann, beschlossen, der geplanten Maßnahme heftigen Widerstand entgegenzusetzen. Selbstverständlich lassen sich die gleichgeschalteten Gewerkschaftsvorstände ebenso wie die NSBO. nicht sehen, obwohl sie schon angerufen wurden. Sie erklärten einmal fernmündlich, daß es sich hier um eine „lokale Maßnahme der Direktion handle, mit der man sich in einer Sitzung gütlich einigen müsse."

Ins Konzentrationslager!

Wie ein Blatt des Reichskanzlers die Abfahrt schildert

h. b. Die Kieler Nazizeitung veröffentlichte in diesen Tagen folgende Gemeinheit:

„Heute morgen traten mit dem fahrplanmäßigen Zug, der 8.54 Uhr Kiel nach Hamburg verläßt, 40 ehemals in Kiel führende marxistische Größen wie auch eine Anzahl anderer Gernegroße, die es nicht überwinden konnten, daß nun eine neue Zeit in Deutschland angebrochen ist, eine große Reise an. Es handelt sich in diesem Falle allerdings nicht um eine Ferienreise, sondern um eine Reise ins Konzentrationslager. Hier wird ihnen einige Monate Gelegenheit gegeben werden, einmal darüber nachzudenken, ob es nicht vorteilhafter gewesen wäre, anstatt Aktionen gegen den deutschen Staat und das deutsche Volk zu planen und zu inszenieren, sich einzugliedern in die große deutsche Volksgemeinschaft, und in ehrlicher Arbeit für ihre Familien und sich Brot zu schaffen, so wie es Hunderttausende andere von ihnen einmal verführte Arbeiter auch tun, die den Weg zurückfanden.

Obwohl die Stunde des Abtransportes der Schutzhäftlinge geheimgehalten war, hatten sich doch zahlreiche Angehörige auf dem Bahnhof eingefunden, deren verhärmten Gesichtern man das ganze Leid der letzten Monate ansah, und die, als die Schutzhäftlinge den Zug bestiegen, in Tränen ausbrachen.

Es mußte deshalb sonderbar anmuten, daß die Häftlinge selbst ein wenig ernstes Wesen zur Schau trugen und anscheinend absolut kein Verständnis für die Stimmung ihrer nun im Ungewissen bleibenden Angehörigen zeigten.

Unter den Abtransportierten bemerkten wir u. a. den ehemaligen roten Stadtrat Schweizer und auch so manchen anderen, dessen Name einmal nicht nur in der SPD. bekannt, sondern auch gefürchtet war.

Es wäre Ironie, den jetzt in das Konzentrationslager Lichtenstein in Sachsen Ueberführten gute Erholung zu wünschen, wohl aber wünschen wir, daß sie dort erkennen mögen, daß es Höheres gibt als das eigene Ich und daß sie nach dieser harten Schule nach Kiel zurückkommen mit dem Vorsatze, sich nunmehr dem Wiederaufbau Deutschlands nicht mehr zu widersetzen, und an ihrer Stelle nichts weiter als auch nur ihre Pflicht in der großen Gemeinschaft zu tun."

Wenn Naziredakteure, die immerhin noch ein gewisses Maß von äußerer Erziehung haben sollten, ihre Gegner so verhöhnen, kann man sich ausmalen, wie die wehrlosen Opfer im Konzentrationslager „erzogen" werden.

Zum Schicksal der deutschen Juden

Die Seßhaftmachung in Palästina

Aus den Verhandlungen des Zionistenkongresses in Prag tragen wir den Vortrag des Herrn Dr. Arthur Ruppin nach:

Es erfüllt uns mit großer Befriedigung, daß in einer Zeit der Judennot unsere Aufbauarbeit in Palästina das Resultat gehabt hat, daß man heute in der größten Katastrophe, welche die Juden eines Landes in der Neuzeit betroffen hat, Palästina als den einzigen Lichtpunkt betrachtet. Während die anderen Auswanderungsländer, selbst von der Krise betroffen, ihre Tore verschließen, hat Palästina infolge jüdischer Initiative und jüdischen Kapitals einen großen Aufschwung genommen. Es ist das einzige Land in der Welt, in dem keine Arbeitslosigkeit, sondern im Gegenteil Mangel an Arbeitern herrscht.

Von den deutschen Juden gehören zehn Prozent zu den Beamten und freien Berufen, fünfzig zum Handel, dreißig zu Handwerk und Industrie und zwanzig Prozent zu verschiedenen anderen Berufen.

Durch die Gesetzgebung der deutschen Regierung ist der Stand der Beamten und der freien Berufsangehörigen katastrophal betroffen worden. Aber selbst diejenigen, die von den gesetzlichen Verboten nicht direkt betroffen wurden, haben ihr Ansehen und einen großen Teil ihrer Kundschaft verloren. Ich bin der Ansicht, daß nur ein kleiner Teil der freien Berufe seinen Lebensunterhalt in Deutschland weiter verdienen kann. Die Folgen der gegenwärtigen Politik, welche sich gegen die Juden als Volksfremde richten, berühren sich auch in allen anderen Berufen. Die indirekten Folgen der neuen Gesetzgebung sind für die Juden wirtschaftlich noch verheerender als die direkten Folgen. Sie lassen sich weder zählen noch messen. Zur Zeit lebt noch ein Teil von der Substanz ihres Vermögens. Die Monate aber sind gezählt, nach welchen bei vielen diese Reserven aufgezehrt sein werden. Dann wird sich erst das Unglück in seiner ganzen Größe zeigen. Es gibt in Deutschland etwa 8000 jüdische Aerzte, etwa 4000 Rechtsanwälte, 2000 Zahnärzte und Zahntechniker, Tausende von Ingenieuren, Beamten, Lehrern, Apotheken, Journalisten und Schauspielern. Sie und viele jüdische kleine Kaufleute haben ihre Existenzgrundlage eingebüßt.

Die Zahl der Juden in Deutschland betrug bei der Volkszählung von 1925: 564 000. Die Ziffer ist allerdings heute niedriger. In den verflossenen acht Jahren haben die deutschen Juden infolge ihrer außerordentlich niedrigen Geburtenziffer und durch den Ueberschuß der Sterbefälle jährlich etwa 4000 Menschen verloren.

Außerdem ist der Ueberschuß der Auswanderung über die Einwanderung auf mindestens 30 000 zu schätzen. Wenn man noch berücksichtigt, daß in den letzten Monaten allein mehrere zehntausende Juden freiwillig oder gezwungen Deutschland verlassen haben, kommt man zu dem Schluß, daß die Höchstzahl der Juden in Deutschland heute 500 000 beträgt. Diese Zahl wird noch zurückgehen, da die jüdischen Eltern noch viel schwerer die Verantwortung fühlen werden, Kinder in die Welt zu setzen. Ich glaube, daß sich in den nächsten zehn Jahren die Zahl der Juden auf natürlichem Wege auf 450 000 vermindern wird. Hierbei lasse ich die getauften oder aus Mischehen hervorgegangenen „Nichtarier" außer Betracht. Ich will nur bemerken, daß ihre Zahl mit 200 000 zu hoch geschätzt ist. Alle diese „Nichtarier" sind in erster Linie ein Problem für diejenige kirchliche oder völkische Gemeinschaft, welche sie aufgenommen hat. Wir haben kein Recht, in ihrem Namen zu sprechen. Die 500 000 deutschen Juden machen nur etwa 3 Prozent der 16 Millionen der Welt aus, sind aber ein wichtiger Teil der jüdischen Gemeinschaft und deshalb steht die gesamte Judenheit heute mit tiefstem Mitgefühl hinter den deutschen Juden.

Es gibt für 200 000 Juden in Deutschland keine Möglichkeit, eine Existenz in anderen Berufen zu finden.

Würden sie an den Uebergang zur Landwirtschaft denken, so stoßen sie sofort auf das neue deutsche Bauerngesetz. Ein Uebergang zum Handwerk kann bei der politischen Lage ebenfalls nicht ins Auge gefaßt werden. Auch der Handel kann keine weiteren Juden aufnehmen. Die Lage der jüdischen Jugend, die in dieser Zeit an die Berufswahl denkt, ist verzweifelt. In dieser Not gibt es keinen anderen Ausweg, als eine organisierte Auswanderung, die im Laufe von 5 bis 10 Jahren die 200 000 Juden, die heute in Deutschland „überzählig" geworden sind, in andere Länder bringt. Bei einem solchen Rettungsversuch verzichten wir selbstverständlich nicht darauf, gegen das Vorgehen der deutschen Regierung, das einem so großen Teil der deutschen Juden zur Auswanderung zwingt, auf das schärfste zu protestieren. Der beste Protest gegen die Judenpolitik der deutschen Regierung ist die rettende Tat. Ich sehe keine andere Lösung, als eine organisierte Auswanderung eines Teiles der deutschen Juden. Eine solche Auswanderung würde auch wahrscheinlich der Regierung erwünscht sein, da ihr nichts daran liegen kann, eine pauperisierte Bevölkerung im Lande zu haben. Eine Auswanderung würde auch eine Scheidung innerhalb des Judentums mit sich bringen.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß einer organisierten Auswanderung von Juden aus Deutschland unter teilweiser Mitnahme ihres Vermögens keine Hindernisse in den Weg gelegt würden. Ich will damit den Gegensatz zu einer flüchtartigen Auswanderung betonen. Diese ist in den meisten Fällen weder ein Segen für den Auswanderer, noch für das Land.

Unter den Auswanderungsländern richtet sich der Blick natürlich in erster Linie auf Palästina. Das Palästina von heute stellt für die Aufnahmefähigkeit einer neuen Einwanderung einen bedeutenden Faktor dar. Palästina kann heute mehr als doppelt so viel Einwanderer aufnehmen, als im verflossenen Jahrzehnt. Als Vorsitzender einer Kommission zur Ansiedlung deutscher Juden in Palästina kann ich ihnen die Schlußfolgerungen mitteilen, zu denen sie gelangt ist. In den bestehenden Siedlungen ist sofort für etwa 1000 Familien Platz. Für 400 Siedler ist sofort Ansiedlungsmöglichkeit vorhanden. Die Kosten der Siedlung betragen 400 bis 600 Pfund. Außer diesen Siedlern ist noch die Ansiedlung von 200 Familien in der Nähe von Haifa auf dem Boden des jüdischen Nationalfonds in der Form einer vorstädtischen Siedlung in Aussicht genommen. Ueber die 1000 Familien hinaus kann eine landwirtschaftliche Siedlung erst erfolgen, wenn neuer Boden gekauft worden ist. Die Ansiedlung von neuen Menschen in der Landwirtschaft schafft einen vergrößerten inneren Markt für die Produkte der Industrie.

Wir müssen auch natürlich im Auge behalten, daß Palästina nicht nur für die deutschen Juden da ist, sondern daß die Tore Palästinas auch für die Juden anderer Länder offen sein müssen.

Eine Voraussage in Ziffern läßt sich schwer geben. Wir werden die Auswanderung nach Palästina nur denjenigen Juden erleichtern, die nach Palästina gehen wollen. Für die Aufnahme der gesamten 200 000 Einwanderer werden außer Palästina auch andere Länder in Betracht kommen. Ich denke hierbei in erster Linie an die Vereinigten Staaten. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, daß sich unter dem Eindruck der katastrophalen Lage der deutschen Juden die Einwanderungspraxis liberaler gestalten wird. Abgesehen von den Vereinigten Staaten denke ich auch, daß die im Völkerbund vereinigten europäischen und überseeischen Staaten eine beschränkte Anzahl von Juden aufnehmen werden. Die Judenheit der Welt sollte durch den Völkerbund einen Appell an seine Mitgliedsstaaten richten. Ich habe die Hoffnung, daß es möglich ist, durch so einen Appell 50 000 Juden Zuflucht zu schaffen. In dieser schicksalsschweren Zeit, in der der Niederbruch der deutschen Juden der Welt das Schicksal der jüdischen Tragik vor Augen führt, hält uns die Tatsache aufrecht, daß viele führende Persönlichkeiten und Gruppen in der Welt uns ihre Sympathie gezeigt haben. Für die deutschen Juden muß es ein Trost sein, daß ihr Schicksal die ganze Judenheit aufgewühlt hat. Unsere Aufgabe muß es sein, die Hilfsbereitschaft und Sympathie der Welt zu einer großen Tat zu verdichten, um einen Teil der Juden, die in Deutschland nicht bleiben können, in andere Länder einzugliedern. Von diesem Kongreß soll die Parole ausgehen, die die Juden der Welt ohne Rücksicht auf ihre Richtung zu einer einheitlichen Aktion aufruft und in den deutschen Juden die Hoffnung erweckt, daß es aus ihrer Not noch einen Ausweg gibt.

Der Mord an Professor Lessing

Mehrere Verhaftungen

Die vorliegenden Nachrichten bestätigen, daß Theodor Lessing von einem gekauften Subjekt niedergeschossen wurde. Durch Zeugen, die von der Polizei vernommen wurden, wurde festgestellt, daß der Mörder Eckert drei Tage vor der Tat in Gesellschaft eines Reichsdeutschen gesehen wurde, mit dem er über Professor Lessing und über Deutschland sprach. Da die deutsche Grenze nur eine halbe Stunde weit entfernt ist, war die Flucht des Mörders, der ein ständiger Besucher nationalsozialistischer Versammlungen war, sehr leicht möglich. Von reichsdeutscher Seite soll angeblich eine Kopfprämie von mehreren tausend Mark ausgesetzt worden sein. Wahrscheinlich hat den Mörder auch das Geld gereizt. Er hat den Mord kaltblütig vorbereitet. Die Leiter, auf die Eckert stieg, war mit Tuchfetzen umwunden, damit sie geräuschlos auf den Boden aufgesetzt werden konnte. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß der Mord von mehreren Leuten vorbereitet wurde; ein einzelner hätte die schwere Leiter aus dem Dorfe Schanz nach Marienbad nicht tragen können. Zwei Personen wurden verhaftet, die schon vor einiger Zeit ein verdächtiges Interesse für Lessings Person an den Tag legten.

Schon seit vielen Monaten erhielt Professor Lessing Morddrohungen. Er selbst hat wiederholt die Befürchtung ausgesprochen, daß die Rache der Nationalsozialisten ihn auch im Ausland erreichen könnte. Ende der vorigen Woche übergab Lessing der Marienbader Polizei einen Brief, worin ihm ein unbekannter Schreiber mitteilte, daß er zum Tode verurteilt worden sei. Die Polizei hat die Wohnung Lessings dauernd überwacht und ihn ersucht, im Zentrum der Stadt Wohnung zu nehmen, was er jedoch ablehnte. Uebrigens wurde schon vor zwei Monaten ein Attentatsversuch gegen ihn entdeckt. Die Telefonleitungen des Hotel Miramonte, in dem Lessing damals wohnte, wurden von unbekannten Tätern zerschnitten.

*

Die gesamte gleichgeschaltete Presse hat trotz dieser amtlichen Meldungen der Marienbader Polizei die Dreistigkeit, jede nationalsozialistische Mitverantwortung für den feigen Mord abzulehnen. Sie beschmutzt zugleich das Andenken des Toten. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" bezeichnet ihn als einen „jener Schreibtischmenschen, die der Weimarer Republik das Grab geschaufelt haben". Wider Willen zollt sie damit dem Werk von Weimar ein sehr hohes Lob. Denn das ganze Schaffen Theodor Lessings, seine kühnen Gedanken und reichen Einfälle dokumentierten höchstes deutsches Kulturgewissen. Dieser eigenartige und eigenwillige Denker hatte sich wegen eines mißverstandenen Aufsatzes über Hindenburg den Haß von Leuten zugezogen, die nie eine Zeile des Gelehrten gelesen hatten — am wenigsten der Bursche, der ihn in höherem Auftrage niederknallte.

Er war Jude wie Rathenau. Er war wie er ein geistiger Mensch. Genau wie von Rathenau's Geist hatten sie auch von Lessings Geist keinen Hauch verspürt, als sie ihr mordeten.

*

„The Manchester Guardian" zeigt eine außerordentliche Entrüstung über die Ermordung des Professors Lessing. „Die Art, mit der die Nachricht von der deutschen Presse aufgenommen worden ist," schreibt das Blatt wörtlich, „ist noch empörender als die Mordtat selbst. Der Tod des Professors Lessing fügt eine neue Schandtat den Verbrechen hinzu, die die Nazis gegen die politischen Flüchtlinge begangen haben. Die Aufreizungen, die vorausgegangen sind und die Freude, welche die Tat hervorgerufen hat, werfen ein eigenartiges Licht auf die moralische Atmosphäre des nationalsozialistischen Deutschland."

*

Prof. Dr. Theodor Lessings letzte Arbeit „Deutschland und seine Juden" ist heute im Verlag Neumann u. Co., Prag-Karlin, in zweiter Auflage erschienen.

BRIEFKASTEN

Metz. Die Reise erübrigt sich, wenn Sie uns den Bericht schriftlich machen. In solchen Fällen schleichen sich bei mündlichen Erzählungen leicht Ungenauigkeiten ein. Niederschrift ist immer das Sicherste.

C. Kilchberg bei Zürich. Ihr Brief ist sehr interessant. Es ist verständlich, daß man der gleichgeschalteten Presse überdrüssig wird. Wir wissen nicht, warum das „Braunbuch" in Bern und in anderen Schweizer Städten so schwer zu haben ist. Es ist denkbar, daß die Behörden Schwierigkeiten machen. Das vorliegende Material dürfte übrigens noch manches „Braunbuch" füllen.

K. Stettin. Verzeihen Sie, aber das sind wirklich „olle Kamellen", die in der Parteipolemik schon bis zum Ueberdruß vorgebracht worden sind. Damit können wir unsere Spalten nicht belasten. Besten Dank für den guten Willen.

Drohbriefe haben wir seit Jahren so viele bekommen, daß sie auf uns keinen Eindruck mehr machen, wobei wir gerne zugestehen, daß sie ernst gemeint sein mögen. Wir können die fleißigen Briefschreiber an ihrer Tätigkeit nicht hindern. Ganz fruchtlos sind ihre Zuschriften nicht. Ab und zu lesen wir einen solchen Brief, um uns zu vergewissern, ob irgendwo zwischen rohen Beschimpfungen noch ein menschlicher Gedanke aufblitzt. Wir suchen immer vergebens. Eine schauerliche Rasse lebt rund um das „Heil Hitler!"

Köln. Es wäre schön, wenn Ihre Vermutung zuträfe, daß die Folterungen im Braunen Haus an der Mozartstraße und im Volkshaus eingestellt sind. Gewißheit haben wir noch nicht. Vielleicht haben die Folterknechte einen kurzen Sommerurlaub nötig gehabt. Fünf Monate Bestialität: das muß doch auch Sadisten etwas anstrengen.

Verantwortlich: für die Redaktion Joh. Pitz; Inserate Otto Kuhn, beide in Saarbrücken. Druck und Verlag: „Volksstimme" G. m. b. H., Saarbrücken, Schützenstraße 5.

Ungarischer Csárda
Auberge Hongroise
76, Rue Mazarine, Paris 6e Métro Odéon
Wiener, Ungarische Küche
Französische Spezialitäten
Prix fix Menü 8.- francs
einschl. Getränk. Auch a la Carte
Ungarische Weine — Musik jeden Abend
Man spricht deutsch

Wer beteiligt sich
mit 100 000,— frFrs. an Fabrikationseinrichtung f. Herrenkonfektion / Bein-Kleider.
Fest Kundenstamm in Belgien u. Frankreich / Hohe Gewinnbeteiligung.
Seriöse Angeb. erb. „Existenz" Hotel Splendid-Suisse, Brüssel-Nord

Achtung, Eltern!
Ich habe mein Jugendheim aus Deutschland nach
St. Cloud bei Paris, 59, Rue des Tennerolles
Telefon Val d'Or 0278 verlegt.
Reizendes Landhaus, schöner Garten, Privatunterricht, Berufsausbildung, Sport, Gymnastik.
Anmeldungen bald möglichst
FRAU DR. BERG

Pharmazeutischer Chemiker
Flüchtling, Jude mit großen Erfahrungen, sucht neuen Wirkungskreis.
Angebote unter 132 an die „Deutsche Freiheit"

Gelegenheits-Angebot
Henry Barbusse
Das Feuer
Tagebuch einer Korporalschaft
Kriegsroman - Vollst. Ausgabe
Leinenband nur 12,00 Fr.
Buchhandlung Volksstimme
Saarbrücken 3, Bahnhofstr. 32
Neunkirchen, Hüttenbergstr. 41

Deutsche
lassen ihre Möbel und sonstigen Stückgüter nach Frankreich einzig und allein befördern durch
STERN-EXPRESS
31, Rue de Pétrograd - PARIS 8.
(Nähe Place Clichy)
Téléphon: Europe 60.10 Kabeladresse: Sternes-Paris
Sammelwaggons aus den wichtigsten Städten Deutschlands. 1—3 mal wöchentlich nach Paris-Riviera und den franz. Provinz-Städten; dadurch ermäßigte Fracht
Lagerung Verpackung Versicherung
Agenturen in allen Städten Deutschlands und Zentral-Europas
Beste Referenzen von deutschen Industriellen, Journalisten, Anwälten u. Ärzten
Bei auswärtigen Anfragen für Rückporto und Spesen 10.— frr. oder 2 RM. beifügen